

ALLTAG IM RHEINLAND

Mitteilungen der Abteilungen Sprache und Volkskunde
des LVR-Instituts für
Landeskunde und Regionalgeschichte (ILR)

—

Eine Jahresgabe für die ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen
und Mitarbeiter

2012

Redaktion:

Georg Cornelissen, Alois Döring, Dagmar Hänel

www.rheinische-landeskunde.lvr.de/sprache
www.rheinische-landeskunde.lvr.de/volkskunde

© LVR-Institut für Landeskunde
und Regionalgeschichte, Bonn 2012

HEIMAT

Amern um 1925
von Heinrich Matthias Heinrichs

Heimat und Museum 4
Fragen – Probleme – Potentiale
von Dagmar Hänel

Ist Bönnsch gleich Bönnsch? 74
Der Dialekt von Dransdorf
im Jahre 2011
von Katharina Rempel

FRAUEN – UND MÄNNER

„Der letzte Tag in Freiheit?“ 18
Erste Ergebnisse der Erhebung
zum JunggesellInnenabschied
im Rheinland
von Andrea Graf

Ein gerdt myt eynem strowysch 82
Ein (fast) vergessenes
bäuerliches Rechtsdenkmal aus
dem Rhein-Kreis Neuss
von Jost Auler

**„Wider den Frauenausschluss
vom Karnevals-geschehen“** 26
Eine Skizze zur Rolle der Frauen
im rheinischen Karneval
von Alois Döring

HÜNXE

Hünxe abgelichtet 86
Ein Dorf in Bildern
von Andrea Graf und Katharina
Rempel

NAMEN

Kelten und Konsorten 40
Ein Streifzug durch die
rheinische Ortsnamenforschung
von Peter Honnen

Schmitz im Rheinland 62
„Rheinischer Adel“
und „Allerweltsname“
von Georg Cornelissen

SPRACHE UND RAUM

Von *schnuppe/n* bis *schnöse/n* 90
Ergebnisse des ILR-Sprachfragebogens
9 (2011) – Mit einer Karte
von Georg Cornelissen

tschüssi, tschö* und *tschautschau 94
Zu drei Fragen des
ILR-Sprachfragebogens 10 (2012)
von Georg Cornelissen

IM DORF

**Namengebung in einem
niederrheinischen Dorf
vor 40 Jahren** 68

TIPPS UND TERMINE

HINGEHEN (TAGEN)

„Leben im Dorf“. Tagung
in Hünxe (22.09.2012) 102

„Von Allerseelensingen bis Zimt-
schnecke – 65 Jahre für die Volkskunde
im Rheinland“. Volkskunde-Tagung in
Bad Godesberg (08.12.2012) 102

HINGEHEN (AUSSTELLUNGEN)

Glanz und Grauen. Mode im
„Dritten Reich“ 104

Lumpen als Rohstoff. Historische Lum-
penreißmühle Müllershammer 107

RELIGIO. Westfälisches Museum
für religiöse Kultur 109

Museum der
Niederrheinischen Seele 111

Die Eifel.
Alltagsleben um 1900 111

Ganz rein! Jüdische
Ritualbäder 112

Schuhtick. Von kalten Füßen
und heißen Sohlen 113

KUCKEN

„Die verwegene Horde“. Ein Jahr mit
den Hornpötter Hunnen 114

Von Kühen, Kartoffeln und
Kaffeeklatsch – Arbeitsalltag auf

dem Gut Schiefelbusch. Ein neues
Filmprojekt 115

LESEN

Noch mehr Rheinisch! Regionalwörter-
buch „Kappes, Knies & Klüngel“ in der
7. Auflage 117

Jans(s)en – ein Name mit
Erklärungsbedarf 117

Steffeler Platt 118

Höfe, Hofnamen und
Bauernnamen 119

GETAGT

Jiddisch im Rheinland. Auf den Spuren
der Sprachen der Juden 120

MITMACHEN

Erinnern – Gedenken – Vergessen?
Kurz vor einem Jubiläum ... 122

DAS LETZTE

„urban knitting“ 123

NEUE LITERATUR 124

BILDNACHWEIS 127

IMPRESSUM 128

Heimat und Museum

von Dagmar Hänel



Der Roman „Heimatmuseum“ von Siegfried Lenz beginnt mit einer Katastrophe: das Heimatmuseum, liebevoll vom Protagonisten nach seiner Vertreibung aus Masuren in der „neuen“ Heimat aufgebaut, geht in Flammen auf. Symbolisch steht diese Szene für einen zweiten Heimatverlust, der mit einem existentiellen Identitätsverlust einhergeht. Allerdings ist es die Hauptfigur des Romans selbst, der sein Museum angezündet hat – durch die Vernichtung will er sein Museum – und damit seine Erinnerung an die Heimat – vor Vereinnahmung durch

Ideologien schützen. Die totale Zerstörung ist für ihn der letzte Ausweg. Der Roman spiegelt die gesellschaftliche Situation in der Bundesrepublik nach dem Zweiten Weltkrieg. Durch den Krieg ausgelöste – nennen wir es neutral „Massenmigration“ – Bevölkerungsbewegungen führen zu Problemen: akuten wie chronischen. Zu den chronischen gehört das Verlustgefühl vieler Betroffenen, die ihre Heimat aufgegeben und verlassen haben, aus ihrer Heimat vertrieben wurden. Wie im Roman, sind auch in der Realität zahlreiche kleine Heimatstuben

und –museen das Ergebnis dieser Erlebnisse. Dabei lassen sich Konjunkturwellen der Auseinandersetzung mit dem Heimatbegriff ausmachen: Die 1950er Jahre mit den traumatisierten Flüchtlingen, die in die neue Heimat integriert werden mussten, die 60er Jahre, die Heimat als Idylle in Film und eben auch in Museen darstellten, die 1970er Jahre mit einem neuen, kritischen Heimatdiskurs – und der aktuelle Boom des Begriffs in Werbung, in Filmen, in der Presse und auch im wissenschaftlichen Diskurs.

Was bedeutet dieser Begriff eigentlich? Warum wird er immer wieder in gesellschaftlichen Diskussionen eingesetzt, welche Akteure nutzen ihn zu welchem Zweck? Und was ist das Heimatmuseum für eine Institution, in der Heimat museal aufbereitet, präsentiert und erfahrbar gemacht werden soll? Um diesen Fragen nachzugehen möchte ich zunächst die Geschichte des Heimatbegriffs darstellen, dann Bedeutungsebenen aufzeigen und die Frage Heimat – Museum – Zukunft diskutieren.

Zur Geschichte eines Begriffs

Die mittelhochdeutschen Wortformen „heimôt[e] / „heimuot[e]“ (aus ahd. „heimôti“) werden seit dem 15. Jahrhundert in der Bedeutung „Stammsitz“ verwendet.¹ Sie bezeichnen Region und Ort der Geburt oder des „bleibenden Aufenthalt(s).“² Gleichzeitig galt Heimat in manchen Regionen als Synonym für Haus und Besitz der Eltern,

1 Jacob und Wilhelm GRIMM: Deutsches Wörterbuch. Band 10, Vierter Band, Zweite Abhandlung H – Juzen, bearbeitet von Moriz HEYNE, Sp. 864-866, hier Sp. 864; Friedrich KLUGE: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin/New York²² 1989, S. 301.

2 GRIMM, Deutsches Wörterbuch, Sp. 865.

woraus sich die Bedeutung von Haus, Hof und Besitztum herausbildete.³ Bis ins 19. Jahrhundert war Heimat in erster Linie ein Rechtsbegriff, gebunden an Besitz „und damit [an] die Fähigkeit, Steuern und Abgaben zu zahlen.“⁴ Heimatrecht implizierte einen Versorgungsanspruch durch die Gemeinden,⁵ daher waren diese bemüht, „die Zahl derer, die auf Unterstützung angewiesen waren, klein zu halten. Heimatrecht war damit etwas Exklusives.“⁶

Konrad Köstlin zeigt, dass erst mit Beginn der Industrialisierung, der Agrarreform und der Bauernbefreiung zu Beginn des 19. Jahrhunderts Heimat als Rechtsbegriff zunehmend unbrauchbar wurde und als solcher seine Bedeutung verlor.⁷ Damit – und durch deren Konsequenzen, die zunehmende Mobilität und Urbanisierung mit ihren sozialen Folgen – wurde der Begriff offen für neue Zuschreibungen. So konnte im 19. Jahrhundert die emotionale Aufladung des Heimatbegriffs erfolgen: „In der emotionalen Heimatidee wurde eine besinnliche und beruhigende, fast religiöse Gegenwart formuliert.“⁸ Diese eignete sich ausgezeichnet in einem mentalen Klima, in dem vor allem gebildete bürgerliche Bevölkerungskreise ein romantisches Bild der Dorfidylle als Gegenentwurf zum anonymen, bedrohlichen Großstadtleben entwarfen. Der

3 Ebd.

4 Konrad KÖSTLIN: Heimat als Identitätsfabrik. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. Band L/99. 1996. S. 321-338, hier S. 328f.

5 Ebd., S. 329.

6 Ute ESCH: Die Wüstung Wollseifen. Eine empirische Untersuchung zu Heimatverständnis und Heimatverlust der ehemaligen Bewohner eines geräumten Eifeldorfes. Magisterarbeit im Fach Kulturanthropologie/Volkskunde der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Bonn 2007. Unveröff. Manuskript. S. 8.

7 KÖSTLIN, Heimat als Identitätsfabrik, S. 329.

8 Ebd., S. 330.



Ferdinand Georg Waldmüller (1793-1865): „Ansicht des Dachsteins mit dem Hallstättersee von der Hütteneckalpe bei Ischgl“.

soziokulturelle Wandel, verursacht durch neue Produktions- und Arbeitsverhältnisse, beschleunigte Technisierung und Auflösung tradierter Lebensweisen, führte bei vielen Menschen zu einem Gefühl der Bedrohung und Verlustangst.⁹ „Heimat wird zu einem wichtigen Lebensgefühl, wenn die Traditionen und die dingliche Lebensumwelt, in der man [sich] selbstverständlich [...] bewegt, kollektiv und individuell bedroht werden. [...] Das Festhalten eines *Zustandes*, der Heimat genannt wird, ist nur eine Verarbeitungsform von Verlufterfahrungen.“¹⁰

9 Vgl. ebd., S. 331; Esch: Die Wüstung Wollseifen; Erwin Schneider: Leben auf dem Dorfe. In: Bundeszentrale für politische Bildung: Heimat: Analysen, Themen, Perspektiven. (Schriftenreihe 294/I) Bonn 1990, S. 343-358.

10 Elisabeth Moosmann: Heimat. Sehnsucht nach Identität. Berlin 1980, S. 17 (Hervorhebungen im

Die neue, emotional aufgeladene imaginierte Zuflucht „Heimat“ wurde in Liedern, Gedichten, Romanen und Bildern idealisiert und idyllisiert. Das hier entstehende Stereotyp zeigt eine von Industrialisierung und Großstadtmassen unberührte Welt von gestern, mit reiner Natur und ebenso reinen, in tradierten Ordnungen lebenden Menschen.¹¹

Originaltext). Ähnlich auch Hermann Bausinger: Heimat und Identität. In: Ders./Konrad Köstlin: Heimat und Identität, S. 9-24, hier S. 11; ähnlich: Dietmar Sauermann: Erinnern und Zeichensetzen. In: Elisabeth Fendl (Hg): Zur Ikonographie des Heimwehs. Zur Erinnerungskultur von Heimatvertriebenen. Referate der Tagung des Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde 4. bis 6. Juli 2001. (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts 6) Freiburg 2002. S. 79-100.

11 Vgl. Walter Jens: Nachdenken über Heimat. Fremde und Zuhause im Spiegel deutscher Poesie.



Ferdinand Georg Waldmüller (1793-1865): „Rosenzeit“.

Bereits am Beginn der Etablierung dieses Heimat-Klischees ist ein Aspekt zentral: Heimat wird relevant für Menschen, die feste räumliche und soziale Strukturen vermissen. Vor allem die traumatische Erfahrung von Verlust sowie mit negativen Gefühlen und Bildern besetzte Bewertungen von Veränderung und Wandel rufen bei vielen Menschen eine Sehnsucht nach Heimat hervor, die ein Bedürfnis nach Sicherheit, stabilen sozialen Bindungen und konstanten, verlässlichen Erfahrungsräumen impliziert. Die vermissten und ersehnten Werte sind so grundsätzlich, dass ihre Instrumentalisierung in politischen Kontexten von großer Attraktivität ist. Daher verwundert es nicht, dass der Heimatbegriff gerade in

den unterschiedlichen politischen Systemen im Deutschland des frühen 20. Jahrhunderts massiven Einsatz fand. Nach dem Ersten Weltkrieg beispielsweise lässt sich eine Rückzugstendenz „auf die Werte der engeren Welt, auf die Werte dieser deutschen Gefühle“¹² erkennen. Nun entsteht die so genannte Wurzel-Metapher: Der Mensch wird mit einem Baum gleichgesetzt, der tief in seiner Heimerde verwurzelt sein soll. „Ein Mensch, der nicht geistig im heimatlichen Boden wurzelt, ist eigentlich ein toter Mensch“ schrieb Eduard Spranger 1923 in seinem Buch „Vom Bildungswert der Heimatkunde.“¹³ Wurzellosigkeit wurde zum Schlagwort, um die Folgen der abgelehnten Moderne zu klassifizieren: So stellte

In: Horst BIENEK (Hg.): Heimat. Neue Erkundungen eines alten Themas. München/Wien 1985, S. 14-26, hier S. 15.

12 KÖSTLIN: Heimat als Identitätsfabrik, S. 333.

13 Zitiert nach ebd.



*Dorfschule mit Lehrer Lutchenmeier/Lütjenmeier am Erntedankfest.
Hünxe nach 1933.*

der Historiker Hermann Aubin 1925 fest: „Auf der anderen Seite hat die schon vor dem Kriege einsetzende Heimatbewegung ganz außerordentlich an Stärke zugenommen, eine Reaktion z. T. des modernen Arbeitsmenschen gegen die Wurzellosigkeit seines hastenden Lebens, eine Reaktion z. T. wohl auch ein Verkriechen vor dem Unglück in der großen Welt – und in der Heimatbewegung stellt die Freude an der Heimatgeschichte einen Kernpunkt dar.“¹⁴ Die sich seit dem späten 19. Jahrhundert etablierende Heimatschutzbewegung institutionalisiert die romantisierende und antimodern perspektivierte Idee von Heimat in Heimatvereinen, Heimatmuseen und der Etablierung der Heimatkunde als Schulfach.¹⁵

¹⁴ Hermann AUBIN: Heimat und Volksbildung. In: DERS.: Geschichtliche Landeskunde. Anregungen in vier Vorträgen. (Rheinische Neujahrsblätter IV) Bonn/Leipzig 1925, S. 89-105, hier S. 93.

¹⁵ Erich WIMMER: Heimat. Ein Begriff und eine

Spätestens in der Heimatbewegung der Weimarer Republik sieht Hermann Bausinger eine beginnende Fixierung auf Äußerlichkeiten, auf Symbole von Heimat. Diese wird an „Einzelementen der Kultur“ festgemacht: „Fachwerkhäuser, alte Bräuche, alte Trachten“ bedeuteten Heimat.¹⁶ Träger der Heimatbewegung waren primär Gruppen aus dem städtischen und bürgerlichen Milieu. Die politische Instrumentalisierung des Heimatbegriffs nahm seit dieser Zeit signifikant zu, dies zeigt sich beispielsweise in

„Sache“ im Wandel. In: Dieter HARMENING/Erich WIMMER: Volkskultur und Heimat. Festschrift für Josef DÜNNINGER zum 80. Geburtstag. (Quellen zur Erforschung der Europäischen Ethnologie VII) Würzburg 1986, S. 13-24, hier S. 19. ähnlich: AUBIN: Heimat und Volksbildung, S. 94; Vgl. KÖSTLIN: Heimat als Identitätsfabrik, S. 331.

¹⁶ Hermann BAUSINGER: Auf dem Weg zu einem neuen, aktiven Heimatverständnis. In: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg: Heimat heute. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1984, S. 11-27, hier S. 19.



*Flüchtlinge aus dem
Osten. Berlin 1945.*

der 1918 gegründeten „Reichszentrale für den Heimatdienst“.¹⁷ Wichtig ist hier, dass ein ehemals „kleinräumige[r] Charakter“ durch eine verstärkte Anbindung an die größeren und abstrakteren Einheiten „*Vaterland* und *Nation*“ ersetzt wurde.¹⁸

Nochmals verstärkt wurde die ideologische Nutzung des Heimatbegriffs während des Nationalsozialismus. „Heimat“ wird zum Ort des „Volkstums“, dieses bildet den Kern eines rassistischen und chauvinistischen Nationalismus.¹⁹ Die Konstrukte von Heimat und Volkstum ließen sich für die rassistische und nationalistische Ideologie nutzen.

Allerdings muss angemerkt werden, dass das Verhältnis von Heimatschutzbewegung und Nationalsozialismus durchaus ambivalent war, nicht alle Institutionen, die Heimatpflege zum Ziel hatten, waren geschätzte Hilfstuppen des NS-Regimes.²⁰ Trotzdem ist der

Umgang mit dem Heimatbegriff in erster Linie ein ideologischer, der sich mit Beginn des Zweiten Weltkrieges zunehmend propagandistisch einsetzen ließ. „Heimatfront, Heimatschutz und ähnliche Heimatkompensationen lassen eine Analogie zur Militärsprache erkennen und verschärfen den Zugriff, korrumpieren Wort und Sache.“²¹

Nach 1945 blieb der Heimatbegriff präsent. Im Kontext von Besatzungszonen und der Schaffung eines neuen (west-)deutschen Staates war die Frage nach einer durch Raum bestimmten Identität eine zentrale.

Eine besonders wichtige Rolle spielen in diesem Zusammenhang die so genannten Heimatvertriebenen: die traumatischen Erfahrungen von Krieg, Vertreibung und Flucht werden im Gefühl des Heimatverlusts fokussiert.²² Bestimmt wurde das Heimatverständnis der Flüchtlinge und Vertriebenen von einem Rückgriff auf die alte Lebenswelt: Heimat war Ort der Herkunft,

17 NEUMEYER: *Heimat*, S. 32.

18 Ebd. (Hervorhebungen im Original).

19 KÖSTLIN: *Heimat als Identitätsfabrik*, S. 333.

20 Vgl. ebd., S. 20f.

21 KÖSTLIN: *Heimat als Identitätsfabrik*, S. 333.

22 Vgl. BAUSINGER: *Aktives Heimatverständnis*.



Protestkuh auf Scheunenwand: Protest gegen die Stationierung von Atomraketen mit Symbol von Dorfleben und Heimat. Bell / Hunsrück 1980er Jahre .

die Landschaft der verlorenen Lebenswelt wurde wehmütig erinnert, sie galt als Bild für Sicherheit und Vertrauen.²³ Die Erinnerung an die verlorene Heimat wurde in Vertriebenenvereinen institutionalisiert und durch Brauch-, Volksmusik- und Trachtenfeste inszeniert. Die Konstruktion des oftmals relativ unspezifischen Heimatgefühls²⁴ dient der Herstellung von Sicherheit in einer als unsicher und fremd empfundenen „neuen“ Heimat. Das Erinnern an die „alte“ Heimat ist eine Form der Vergangenheits-

23 Vgl. NEUMEYER: Heimat, S. 41f; Vgl. Hermann BAUSINGER/Markus BRAUN/Herbert SCHWEDT: Neue Siedlungen. Volkskundlich-Soziologische Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts Tübingen. Stuttgart 1959, bes. S. 171.

24 BAUSINGER/BRAUN/SCHWEDT: Siedlungen, S. 180.

bewältigung.²⁵ Es zeigt sich auch hier, dass Heimat zu einem Wert an sich wird, wenn sie vermisst wird.

Mit Beginn der 1960er Jahre nimmt der Diskurs um Heimat in der Bundesrepublik ab, Ursachen sind zum einen der nun vermehrt wahrgenommene ideologische Missbrauch des Begriffs im Nationalsozialismus, zum anderen der nun deutlich spürbare wirtschaftliche Aufschwung. Der zunehmende Wohlstand förderte ein Sicherheitsempfinden. Erst in den 1970er Jahren zeigt sich eine neue Konjunktur der Heimat: Die

25 Vgl. Ina-Maria GREVERUS: Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen. Frankfurt am Main 1972, bes. S. 43; ESCH: Die Wüstung Wollseifen.

„neue Heimatbewegung“ lässt sich analog zu ihrer Vorgängerin um 1900 aus radikal veränderten Lebensbedingungen erklären:

Die massiv anwachsende industrielle Erschließung sowohl von Natur und Landschaft als auch von Arbeits- und Lebensbedingungen wird ab den 1970er Jahren verstärkt kritisch betrachtet. „Solange Arbeitsplätze und damit Sicherheit für die Menschen vorhanden waren, kritisierten sie diese Modernisierungen nicht. Nachdem sich aber Ende der 1960er, Anfang der 1970er Jahre die wirtschaftliche Situation änderte, besannen sich die Menschen zurück und vergegenwärtigten sich die älteren Funktionen wie landwirtschaftliche Nutzung oder Erholungsgebiete.“²⁶ Gefühle von Unsicherheit und Krise fördern die Sehnsucht nach Heimat, die Erinnerung an Orte, die Sicherheit und Geborgenheit vermitteln.²⁷

Und ebenso wie um 1900 und 1950 wird dieser Diskurs in der Literatur und im Film aufgegriffen: Autoren wie Martin Walser, Max Frisch, Günther Grass und Siegfried Lenz thematisieren auch den Aspekt der Heimatvertreibung neu, der Regisseur Edgar Reitz schafft mit seiner 1972 begonnenen Heimat-Trilogie ein filmisches Dokument sowohl von persönlicher Heimerfahrung und Heimatkonstruktion als auch des öffentlichen Heimatdiskurses, der einen Zeitraum von 1919 bis ins Jahr 2000 abdeckt.²⁸ Denn der Diskurs um den Hei-

matbegriff ist bis heute nicht abgeschlossen, im Gegenteil.

Heimat – Funktionen und Bedeutungen

Heimat wird aus ganz unterschiedlichen gesellschaftlichen Perspektiven betrachtet und besetzt. Es bleibt ein politischer Begriff, Heimatschutz hat in den USA nach dem 11. September 2001 eine neue Bedeutung und ein eigenes Ministerium erhalten. Während der Hoch-Zeit der Anti-Atom-Bewegung (siehe Foto S. 10) galt deren Protagonisten ihr Protest auch als aktiver Heimatschutz („Wir stellen uns vor die Heimat“).

Seit den 1970er Jahren „wird der Versuch spürbar, Heimat als Projekt, als Aufgabe und als Anspruch neu zu formulieren.“²⁹ Vor allem in der Regionalentwicklung inklusive Tourismus und regionaler Wirtschaftsförderung. So definiert Albert Herrenknecht, Regionalentwickler aus Baden-Württemberg, Heimat als „vorwärtsgewandter, prozeßhafter, zukunfts-trächtiger.“³⁰ Besonders interessant in diesen Kontexten ist die deutlich wahrnehmbare Veränderung des in Stereotypen geronnenen Heimatbildes: Von der rein ländlichen Dorfidylle wird Heimat zunehmend auf die Stadt als Lebensraum sowie auf Region als Bezugsgröße übertragen. Die noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts explizite Großstadtfeindlichkeit verschwin-

26 Ebd.; Vgl. BAUSINGER: Aktives Heimatverständnis.

27 Vgl.: Konrad BUCHWALD: Heimat heute: Wege aus der Entfremdung. Überlegungen zu einer zeitgemäßen Theorie von Heimat. In: Landeszentrale, Heimat heute, S. 34-59, hier S. 34.

28 Edgar Reitz. *Heimat 1. Eine deutsche Chronik [1919-1982]*. [Fertiggestellt 1981/82]. – *Heimat 2. Chronik einer Jugend [1960-1970]*. [Fertiggestellt 1992]. – *Heimat 3. Chronik einer Zeitwende [1989-*

2000]. [Fertiggestellt 2004]. Vgl. Dagmar HÄNEL: Chorgesang und Identität – Kulturanthropologisch-volkskundliche Anmerkungen zu einem interdisziplinären Projekt. In: Erik FISCHER (Hg.): Chorgesang als Medium von Interkulturalität: Formen, Kanäle, Diskurse. Stuttgart 2007, S. 273-292.

29 KÖSTLIN: Heimat als Identitätsfabrik, S. 335.

30 Albert HERRENKNECHT: Heimatsehnsucht. Eine verdrängte Kategorie linker Identität. In: MOOSMANN, Heimat, Berlin 1980, S. 194-199, hier S. 198.



Die Fischereibruderschaft zu Bergheim an der Sieg feiert ihr 1025jähriges Jubiläum mit einem historischen Festumzug. Troisdorf-Bergheim 2012.

det zunehmend.³¹ „Heimat erscheint gelöst von nur-ländlichen Assoziationen und präsentiert sich als *urbane Möglichkeit*“, so Hermann Bausinger. Der Soziologe René König findet, „daß die großen Städte, sofern sie sich jeweils als Kulturzentren darstellen, als solche unter Umständen mehr und intensivere heimatliche Bindungen erzeugen können als irgendeine Klein- oder Mittelstadt.“³²

31 Vgl. Oskar KÖHLER: Heimat. In: Staatslexikon Band 4. Freiburg 1959, Sp. 56-59, hier Sp. 57.

32 René KÖNIG: Der Begriff der Heimat in den fortgeschrittenen Industriegesellschaften. In: Jahrbuch des deutschen Heimatbundes 1959. S. 22-26, hier S. 22. In der Soziologie wird die Meinung vertreten, dass für den Landmenschen der Kirchturm ein Symbol für Heimat ist und für den Industriemensch den Fabriksschlot. „Der Industriemensch lebt in einer Heimat, in der Schornsteine und Hütten etwas bedeuten; er leidet, wenn sie aus seinem Gesichtskreis verschwinden. Und die Freude des Wiedersehens ist dem Heimkehrenden so eigen wie dem Landmann,

Aber ob Klein- oder Großstadt, Region oder Landschaft, die Empfindung Heimat, die einem räumlichen Erfahrungsraum zugesprochen wird, erscheint zunehmend als aktive Aneignung. „Heimat ist nicht mehr Gegenstand passiven Gefühls, sondern *Medium und Ziel praktischer Auseinandersetzung*; (...) Heimat ist nichts, das sich konsumieren lässt, sondern sie wird *aktiv angeeignet*.“³³

Diese Aneignung gestaltet sich partiell durchaus als Markt. So ist Regionalität eines Lebensmittels inzwischen ein Qualitäts-

der seinen Kirchturm wieder sieht.“ In: Andrea BASTIAN: Der Heimat-Begriff. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung in verschiedenen Funktionsbereichen der deutschen Sprache. Tübingen 1995, S. 35. 33 BAUSINGER: Aktives Heimatverständnis, S. 23f. (Hervorhebungen im Original); ähnlich: HERRENKNECHT: Heimatsehnsucht, S. 197.

merkmal, regionale Spezifika in Brauch- und Festformen, aber auch Flora und Fauna werden zu Symbolen einer Region aufgewertet. Noch stärker emotional aufgeladen erscheinen sie als Zeichen der Heimat – in Emblemen, Markenzeichen, als Kunstwerke, in Literatur, in Fernsehserien und der Werbung. Inwieweit Menschen in ihrem Alltag diese unterschiedlichen Angebote nutzen, anwenden, umformen oder ablehnen, um individuell Heimat zu konstruieren, lässt sich kaum verallgemeinern. Tatsache ist aber ein grundsätzliches Bedürfnis nach den vermittelten Inhalten: Heimat kann zum wichtigen Element in der Herstellung von Identität und sozialer Stabilität avancieren. Als Element kultureller Identitätsbildung rekurriert das Konzept Heimat auf die drei ethnologischen Grundeinheiten Zeit, Raum und Gesellschaft.

Ina-Maria Greverus fasst zusammen, Heimat umschreibe „einen konkreten Raum, dem der Mensch zugeordnet ist, in dem er seine Zugehörigkeit hat.“³⁴ Sie differenziert jedoch direkt, indem sie Heimat als „subjektives Bewusstsein“ klassifiziert, das „weder mit einem bestimmten geographischen noch sozialen Raum gleichzusetzen“ ist.³⁵ Die Funktion von Heimat ist identitätsstiftend. Denn Heimat ist „der Raum höchster Verhaltenssicherheit, der Raum, in dem die Ich-Umwelt Beziehung funktioniert.“³⁶

Damit ist der Aspekt des Sozialen ebenfalls im Heimatbegriff enthalten, ergänzt den Raumaspekt zwingend, denn nicht eine Landschaft alleine macht Heimat aus, sondern Heimat kann nur im Zu-

sammenspiel mit soziale[n] Beziehungen, die als einmalig empfunden werden³⁷, erfahren werden. Für den Soziologen Treinen ist der räumliche Aspekt von Heimat ein Symbol für das Soziale: Heimat sei eine überschaubare, örtliche Sozialstruktur, in der eine Person sozialisiert werde.³⁸ Das zugleich räumliche und soziale Strukturmuster Heimat vermittelt Geborgenheit, Sicherheit und Vertrauen.³⁹

Hermann Bausinger nennt Heimat den „Ort des innersten Vertrauens“, eine „Welt des intakten Bewusstseins“.⁴⁰ Heimat ruft Erinnerungen an die eigene Kindheit als Lebensphase, in der dieses Grundvertrauen dominiert, wach. „Mehr als das Heimweh nach dem Ort der Kindheit, den man verlassen mußte und den die Erinnerung verklärt (und bekanntlich vergrößert), ist es aber wohl die Erinnerung an die Kindheit selbst, die Heimat evoziert. Es ist die Zeit ungebrochenen Glückes, der unerschütterlichen Übereinstimmung mit sich selbst und der Umwelt.“⁴¹

Dieses Element der Kindheitserinnerung bringt den Aspekt der Zeit in den Heimatbegriff hinein: Heimat hat etwas mit Erinnerung und Tradition zu tun, Handlungs-

37 BASTIAN: Heimat-Begriff, S. 24.

38 Treinen geht jedoch davon aus, dass der Ortsname nicht nur ein Zeichen ist, sondern für viele Menschen zusätzlichen Inhalt hat. Heiner TREINEN: Symbolische Ortsbezogenheit. Eine soziologische Untersuchung zum Heimatproblem. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 17 (1965). S. 73-97 und 254-297, hier S. 73 und 80f.

39 Vgl. BASTIAN: Heimat-Begriff; BAUSINGER: Aktives Heimatverständnis; BUCHWALD: Heimat heute; DAXELMÜLLER: Biergarten und Internet; GREVERUS: Territoriale Mensch; Konrad KÖSTLIN: Historiographie, Gedächtnis und Erinnerung. In: FENDL, Ikonographie des Heimwehs, S. 11-28.

40 BAUSINGER: Heimat und Identität, S. 9.

41 WIMMER: Heimat im Wandel, S. 22.

34 GREVERUS: Territoriale Mensch, S. 28.

35 Ebd., S. 42.

36 Ebd., S. 43. Vgl. BAUSINGER: Aktives Heimatverständnis, S. 23; ähnlich: „Es ist nicht der Raum an sich, der an Bedeutung gewinnt, sondern der erlebte und gestaltete Raum.“

muster, die sowohl Erinnerung möglich machen als auch als Traditionsvermittler eine Rolle spielen, sind beispielsweise Bräuche. Daher spielen Bräuche im Kontext der Herstellung von Heimat eine enorm wichtige Rolle: seien es die Volkstanzgruppen in Vertriebenenverbänden, der Hessentag oder lokale Festbräuche. Über solche Handlungsmuster werden Identitäten gefestigt, wird Sicherheit vermittelt und über die regelmäßige Wiederkehr Tradition geschaffen.⁴²

Heimat ist also eine zentrale kulturelle Kategorie der Identitätsbildung, die im Alltag auf den unterschiedlichsten Ebenen ausgedrückt werden kann. Und so, wie Alltag dem historischen und kulturellen Wandel unterliegt, muss sich auch der Heimatbegriff verändern. Die Auseinandersetzung, der gesellschaftliche Diskurs um Heimat zeigt immer kulturelle Problemlagen im Kontext von Identitätsbildungen. Damit ist klar: auch heute, in einer Zeit, die von einer Krise in die andere fällt, muss Heimat ein zentraler Wert sein, der Sicherheit und Identität zu vermitteln vermag.

Heimatmuseum – Institution der Heimatvermittlung?

Die Institution Heimatmuseum begleitet den Heimatdiskurs spätestens seit Beginn des 20. Jahrhunderts. Sie haben eine Doppelfunktion: Auf der einen Seite sind sie Repräsentation eines romantisierend-konservativen Heimatkonzepts. Gleichzeitig sind sie institutionalisierte Akteure in genau diesem Diskurs um den Heimatbegriff. Sie gehören zu den Instanzen,

die „Heimat“ dokumentieren, aufbewahren, oft „einfrieren“ und dieses spezifische Heimatbild vermitteln und tradieren. Es gibt eine stereotype Vorstellung von Heimatmuseum: Oft etwas angestaubt, zeigen diese – ich nenne sie: klassischen Heimatmuseen, die Geschichte und Alltagskultur eines Ortes. Sie sind überwiegend auf Initiative von Privatpersonen oder Vereinen zurückzuführen. Oft beginnen sie in der Prähistorie, mit Sammlungen von archäologischen Funden, seien es römische Überreste oder Relikte aus der Eisenzeit. Der Hauptteil der Sammlung liegt meist auf Artefakten ländlicher Arbeits- und Wohnkulturen: Handwerke wie das Schmieden oder die Schuhmacherei, bäuerliche Arbeitsgeräte von Butterfass bis Pflug, Textilherstellung „vom Flachs zum Leinen“, die bäuerliche Küche und die „gute Stube“.

Der Zeitschnitt liegt meist im 19. und frühen 20. Jahrhundert – die Dinge aus dieser Zeit waren bei Gründung der Heimatmuseen bereits „außer Betrieb“, sie waren Relikte einer vergangenen Zeit, an die zu erinnern wertvoll erschien. Also dienen sie als dingliche Zeichen einer oft romantisch verklärten Zeitphase, die auf diese Weise musealisiert wurde und wird. Ein interessantes Phänomen ist, dass die Gründer und Ausstatter dieser Museen diese Lebensrealitäten meist noch, wenn nicht aus eigener Anschauung, so aus ihrer eigenen Kindheit kennen. Die im klassischen Heimatmuseum abgebildete Kultur bildet den zeitlichen Bezug der Heimat Erinnerung einer spezifischen Generation. Die Frage ist, kann dieser Zeitschnitt sozusagen eingefroren werden und als „Heimat“ auch den folgenden Generationen weitervermittelt werden?

42 Vgl. Elisabeth FENDL: Einführung. In: DIES: Ikonographie des Heimwehs, S. 7-10.

Wichtig ist, dass den Akteuren im Heimatmuseum bewusst ist, dass der Heimatbegriff

ein dynamischer ist. Spätestens der anstehende Generationenwechsel innerhalb der tragenden Akteursgruppen muss sich mit dem veränderten Verständnis von Heimat auseinandersetzen. Heimat verändert sich mit jeder Generation, und nur, wenn die nachwachsenden Generationen ihre spezifische Heimat im Heimatmuseum entdecken können, bleibt dieser Ort für sie ein relevanter. Daraus folgt, dass Heimatmuseen weiterentwickelt werden müssen. Es gibt Museen, in denen dieser Schritt bereits getan wird. Das funktioniert aber nur, wenn auch jüngere Akteure in die Verantwortung und Gestaltung der Museen einbezogen werden.

Ich möchte zwei Beispiele aus den zentralen Freilichtmuseen mit professionell-wissenschaftlicher Führung anführen, das LVR-Freilichtmuseum Kommern und das niederländische Freilichtmuseum Arnheim.

Beide Konzepte lassen sich möglicherweise auf die Situationen und Bedürfnisse der meist ehrenamtlich organisierten Heimatmuseen übertragen.

Das LVR-Freilichtmuseum Kommern beispielsweise etabliert gerade eine neue Baugruppe „Marktplatz Rheinland“: In die bisher dargestellte ländliche Alltagskultur des Rheinlandes im 18., 19. und frühen 20. Jahrhundert wird eine kleinstädtische Inszenierung der Nachkriegszeit bis in die 1980er Jahre integriert. Ein Gasthof beispielsweise wird den Zeitschnitt 1970 darstellen. Für viele Menschen ist diese Zeitphase noch gar nicht „museumsreif“ – andererseits ist die Generation, die in den 1970er Jahren ihre Kindheit verlebt hat, gerade selbst Elterngeneration und an den Angeboten der Heimat- und Identitätsagenten interessiert. Diese Generation wird wichtige Teile der

*„Marktplatz Rheinland“: Gaststätte aus den 1970er Jahren.
Freilichtmuseum Kommern 2012.*





*Haus mit zeitgenössischer Inneneinrichtung: das Kinderzimmer.
Niederländisches Freilichtmuseum, Arnheim 2012.*

eigenen Biographie und Lebenserfahrung dort entdecken können.

Neben der Frage der Zielgruppe steht auch die Aufgabe des Museums, sachkulturelle Zeugnisse zu sammeln und zu dokumentieren. Die Tatsache, dass mit den 1970er Jahren die Zahl preiswerter Massenproduktion exponentiell ansteigt, dass Kunststoffe relevante Materialien der Sachkultur wird, führt zu neuen Herausforderungen an Sammlungskonzepte in Heimatmuseen. Wenn nicht jetzt von Museen gesammelt wird, ist bald von diesen Artefakten kaum noch etwas da.

Ein weiterer Aspekt erscheint mir bedenkenswert. Ich hatte vor einer Weile ein für mich skurriles Museumserlebnis. Im Freilichtmuseum im niederländischen Arnheim

ist ein Haus mit kompletter, zeitgenössischer Inneneinrichtung ausgestellt. Wer hier hineingeht, sieht seinen eigenen Lebensalltag im Museum. Das wirkt enorm irritierend, setzt aber interessante Gespräche und Reflexionen über Aspekte von Tradition, Geschichtlichkeit und die Bedeutung von Museen in der Gegenwart in Gang.

Ein letzter Punkt: Auch im Heimatmuseum sollte die Frage der Einbeziehung von Migranten eine Rolle spielen. Gerade hier lässt sich die emotionale Bedeutung von Erinnerung an Heimat aber auch die Möglichkeit von Integration und Entwicklung einer neuen Heimatbeziehung lebendig gestalten. Die Geschichte sowohl des Heimatbegriffs als auch der Heimatmuseen zeigt deutlich, dass Migration für die Herstellung von regionaler Identität und von Heimat einen



Heimat Hünxe – musealisiert? Hünxe 2012.

Aktivposten darstellt – denken wir nur an den Boom des Heimatdiskurses im Kontext der Integration von Vertriebenen und Flüchtlingen nach dem Zweiten Weltkrieg.

Diese Erfahrungen bergen ein Potential zur erfolgreichen Integration von Migranten und die Option, sowohl neue Besuchergruppen als auch neue Gestaltungsakteure für die Zukunft von Heimatmuseen zu gewinnen. Die damit angestoßenen Diskurse können zu einem neuen, auf aktuelle Lebensbedingungen und Bedürfnisse der Menschen bezogenem Heimatbegriff führen.

Erste Ergebnisse der Erhebung zum
JunggesellInnenabschied im Rheinland

„Der letzte Tag in Freiheit?“

von Andrea Graf

„An einem Samstag wurde ich von meinen Freundinnen bei meinem Freund abgeholt und wir wurden mit dem Auto zum Bahnhof gefahren. Am Bahnhof musste ich dann einen Maleranzug anziehen auf den Herzen in verschiedenen Größen und mit verschiedenen Geldbeträgen gemalt waren. Ein Bauchladen voller Schnäpse wurde mir auch umgebunden. Im Zug nach Köln tranken wir „um lockerer zu werden“ Sekt und lernten eine Gruppe Pfälzer kennen. Als wir in Köln ankamen war die Stimmung sehr gut. Am Bahnhof, auf der Domplatte, am Rhein und in der Altstadt musste ich dann meine Herzen vom Maleranzug und die Schnäpse aus dem Bauchladen verkaufen, was in Köln in Anbetracht der unzähligen Junggesellenabschiede nicht sehr einfach war. Wir sind durch die Altstadt gelaufen und haben in verschiedenen Kneipen gefeiert und sind um 18 Uhr an den Rhein gegangen wo wir auch wieder auf unsere Gruppe Pfälzer trafen. Wir haben uns am Rhein den Auftritt der ‚Höhner‘ und diverser anderer Gruppen angesehen. Am Rhein blieben wir bis zum Ende des Feuerwerks und gingen dann bis in die frühen Morgenstunden ins „Wiener Steffi“ feiern. Um ca. 6 Uhr am Sonntagmorgen fuhr unser Zug zurück in die Eifel. Es war der schönste Junggesel-

lenabschied den man sich wünschen konnte, er bleibt unvergessen!“ (w, 27, Eifel).¹

Wirft man einen Blick in das vor 16 Jahren erschienene Sonderheft zum Thema „Hochzeit im Wandel“, so ist von der Feier eines JunggesellInnenabschieds im heutigen Sinn noch keine Rede.² Diese Feier, für die das Eingangszitat ein Beispiel ist, mit Kneipentour, Motto-T-Shirt, Spielen und Verkauf, hat sich offensichtlich erst seit Mitte/Ende der 1990er Jahre in größerem Stil verbreitet.

Untersuchungsmethoden

Die im Sonderheft publizierten Ergebnisse zum Thema Hochzeit basierten genauso wie die aktuellen zum JunggesellInnenabschied auf einer Umfrage. Damals beantworteten rund 300 Personen einen Fragebogen

1 Leicht gekürzte Antwort auf die Aufforderung, frei von einem selbst erlebten JunggesellInnenabschied zu berichten. Ergebnisse der Online Umfrage „Der letzte Tag in Freiheit“ 2012, im Rheinischen Volkskundearchiv des ILR; darauf beziehen sich die entsprechenden folgenden Nachweise.

2 Volkskultur an Rhein und Maas, VRM-Spezial „Hochzeit im Wandel“, 2/96.



Gruppenfoto eines Jungesellinnenabschieds, einheitliche T-Shirts, Braut mit Schärpe „Germanys Next Top Wife“ und Krone.

schriftlich, schickten Fotos und viele weitere Erinnerungen an ihre Feiern ein. Ein Themenbereich unter vielen anderen waren auch die vorhochzeitlichen Bräuche, zu denen sich zahlreiche Befragte äußerten.³

Um den gewandelten Kommunikationsstrukturen gerecht zu werden, war der aktuelle Fragebogen online zu beantworten. Auf diese Weise ließ es sich ermöglichen, diesen auch über soziale Netzwerke zu verbreiten.

³ Ergebnisse der Umfrage „Verlobung und Hochzeit im Rheinland“ 1994/95, im Rheinischen Volkskundearchiv des ILR.

So ist ein weiterer Unterschied, dass im Fall der Umfrage zum JungesellInnenabschied nicht auf den Pool der Gewährspersonen zurückgegriffen wurde, die bereits seit Jahrzehnten als Kenner der lokalen Kultur und Bräuche mit dem ILR vernetzt sind. Über eine Pressemitteilung und die Homepage verbreitet, konnte jeder Interessierte den Fragebogen beantworten. Weitere 10 Personen meldeten sich durch den Presseaufruf für ein leitfadengestütztes Interview und stellten mir auch Fotos zur Verfügung. Die Entscheidung diesen Weg zu wählen, hatte zwei Gründe: Erstens, das Interesse auszuprobieren, ob sich ein Online-Umfrage-

Tool auch für die volkskundliche Forschung eignet, was sich damit bestätigte. Zweitens der relativ hohe Altersdurchschnitt des bekannten Adressatenkreises, der ja bereits den Hochzeitsfragebogen 1994/95 beantwortet hatte.

Da der JunggesellInnenabschied ein relativ junger Vorhochzeitsbrauch ist, versprach ich mir mehr davon, auch Menschen der Erlebnisgeneration zu befragen. Die online Umfrage wurde von 77 Personen beantwortet, weitere 35 Fragebögen erhielt ich schriftlich ausgefüllt aus der Seminarveranstaltung einer Kollegin der Bonner Universität.

Ältere Bräuche vor der Hochzeit im Wandel

Schaut man sich die Antworten der älteren Umfrage von 1994/95 an, so werden als Vorhochzeitsbräuche besonders Hillich, Letsch und Polterabend genannt, die alle mit Lärmen verbunden sind.⁴ Für Straelen wird berichtet, dass sich die Art der Feier einer niederrheinischen Letsch sehr gewandelt hat. Früher gab es einen kurzen Umtrunk nach der Kirche, in den 1990er Jahren dann „kamen auch Bier und andere Getränke dazu. Diese Sitte (heute Unsitte?) hat sich heute so weit ausgedehnt, daß viele Hochzeitspaare dazu übergehen, für den Tag der Letsch einen Saal, Scheune usw. anzumieten oder ein Zelt aufzustellen“ (m, Straelen). Im Gegensatz dazu gebe es immer häufiger Hinwei-

se in den Heiratsanzeigen in der Zeitung, dass keine Letsch stattfindet. Weiter findet sie bereits Wochen vor der Hochzeit statt und auch nicht mehr nach der Kirche sondern an einem Wochenendabend. Die Feier entwickelte sich demzufolge zu einem separaten Fest von größerem Ausmaß. Diese Entwicklung – jedoch in Bezug auf die Feier eines Polterabends – beschreibt Anette Remberg in ihrer Untersuchung einer westfälischen Mittelstadt für den Zeitraum zwischen den 1950er und 1980/90er Jahren.⁵

Gegen Ende der 1980er Jahre scheint sich das Geschehen auch beim rheinischen Polterabend zu wandeln, da viele Gewährsleute für diese Zeit angeben, dass Berge von Müll auf dem Hof des Brautpaares abgeladen werden, was an Umweltverschmutzung grenzt. Hier wird Toilettenpapier, Styropor und sogar Sperrmüll genannt. Eine Berichterstatterin die im Sommer 1994 geheiratet hat, formuliert diese Problematik folgendermaßen: „Eine Woche vor der kirchlichen Trauung veranstalten wir einen Junggesellenabschied an einer Grillhütte. Eingeladen sind Freunde und Bekannte, die nicht zur Hochzeitsfeier eingeladen werden. Üblich ist eigentlich ein Polterabend vor dem Haus der Brauteltern. Doch da dieser Brauch in den letzten Jahren in punkto Verschmutzung und Beschädigungen immer schlimmer wird, ziehen wir es vor, in einer Grillhütte zu feiern. Diese Feier wird von den Eltern ausgerichtet“ (w, Krefeld). Hier wird der Begriff Junggesellenabschied noch nicht in dem heute üblichen Sinn benutzt, sondern soll den Gästen nur verdeutlichen, dass Poltern nicht erwünscht ist.

4 Vgl. hierzu beispielsweise Döring, Alois: Zum Wandel von Hochzeitsbräuchen in Meerbusch und am Niederrhein. In: Landleben und Brauch. Alltagsgeschichte im Gebiet des früheren Amtes Lank. Im Auftrag des Heimatkreises Lank herausgegeben von Peter Dohms (Im Rheinbogen, 6). Meerbusch 1998, S. 257-272.

5 Remberg, Anette: Wandel des Hochzeitsbrauchtums im zwanzigsten Jahrhundert dargestellt am Beispiel einer Mittelstadt. Eine volkskundlich-soziologische Untersuchung, Münster 1995, S. 114f.

Es wird in den Berichten jedoch auch gelegentlich die Feier eines Junggesellenabschieds genannt. Ein Gewährsmann berichtet aus Herzogenrath für das Jahr 1960, dass es üblich war, einen „gemütlichen Trinkabend mit den Schwägern in verschiedenen Lokalen des Heimatortes“ zu machen (m, Herzogenrath-Kohlscheid). In dieser Art finden sich einige Hinweise, beispielsweise auch die Nennung eines äquivalenten Kaffeetrinkens der Braut mit ihren Freundinnen. Auffällig ist jedoch, dass die Verwendung der Begriffe Hillich, Letsch, Polterabend und Junggesellenabschied nicht eindeutig zugeordnet und unterschieden wurden. Sie werden für die regionaltypische Feier verwendet (Letsch, Hillich), teilweise von den Befragten aber auch synonym für dieselbe wie verschiedene Feiern benutzt (Polterabend, Letsch und Junggesellenabschied).

JunggesellInnenabschied

Aus den Ergebnissen der aktuellen Umfrage 2011/12 zum JunggesellInnenabschied lassen sich folgende Strukturen der Feier ablesen, wonach sich jedoch nicht schließen lässt, der JunggesellInnenabschied habe den Polterabend abgelöst. Mit dem JunggesellInnenabschied wird ein anderes Publikum angesprochen als mit dem Polterabend. Beim aktuellen JunggesellInnenabschied sind die Gäste in männlich und weiblich gemäß ihrer Zugehörigkeit zu Bräutigam und Braut getrennt, es kommen zumeist nur „enge Freunde“, keine Verwandten, Nachbarn etc. Die Feier organisiert man auch nicht selbst, auch nicht die Eltern; sie wird vom Trauzeugen oder der Gruppe gemeinsam für einen organisiert, in den meisten Fällen als Überraschung. Der Ort der Feier ist fast nie

der Herkunftsort, es wird absichtlich eine größere Stadt besucht bzw. sich dort getroffen. Da die Gäste oftmals aus ganz unterschiedlichen Lebenskontexten von Braut oder Bräutigam stammen, kennen sie sich zum Teil vor der Feier nicht alle untereinander. So hat der JunggesellInnenabschied auch eine integrative Funktion „Ich wollte sicher sein, dass sich alle schon vor der Hochzeit zumindest etwas kennen, damit es eine gelungene lockere Feier wird“ (w, 29, Köln). Die Gruppe macht sich jedoch häufig nach außen als Einheit kenntlich, z.B. durch einheitliche T-Shirts.

Fast immer sind die Gäste des JunggesellInnenabschieds auch zur Hochzeit eingeladen. Erwähnten die Befragten das Thema Polterabend, so zeigt sich hier ein differenziertes Bild: entweder werden JunggesellInnenabschied und Polterabend bzw. Letsch klar getrennt, es findet unabhängig voneinander beides statt oder es wird mit den finanziellen Mitteln des Paares argumentiert. Wer nicht so viel Geld ausgeben möchte, feiert im Zweifelsfall eher keinen Polterabend. Die dritte Sichtweise zeigt die direkte Entscheidung zwischen den beiden Feierformen; dabei wird der Polterabend als die traditionelle Form angesehen und der JunggesellInnenabschied als die neue, der man entweder positiv oder ablehnend gegenübersteht. „[Der JunggesellInnenabschied] ist eine Alternative zum Polterabend den das Paar gemeinsam gibt. Bei der nach Geschlecht getrennten Feier kann man sich im engsten Freundeskreis gehen lassen, ohne Rücksicht auf den Partner nehmen zu müssen“ (w, 24, Bonn). Andererseits „Mir persönlich gefällt der ‚frühere‘ Brauch des Polterabends wesentlich besser als ein Junggesellenabschied in der Form, wie ich ihn mittlerweile zuhauft mitbekommen habe. Für mich würde daher später, sofern über-

haupt, eher ein Polterabend stattfinden. Auf einen Junggesellenabschied wie er derzeit in Mode ist, kann ich gerne verzichten“ (w, 23, Bergisch-Gladbach).

Stereotyp betrachtet muss der Junggeselle/ die Junggesellin häufig Spiele mit Passanten machen, etwas verkaufen oder wird mehr oder weniger auffällig verkleidet. In vielen Fällen wird Alkohol getrunken, die Feier kann sich über einen ganzen Tag hinziehen und endet oftmals in Kneipen, Discotheken, seltener in einem Stripclub. Dies wird von den Befragten zumindest unter der aktuell als „klassische Form der Feier“ beurteilten Variante verstanden. Diese Art zu feiern wird von vielen Befragten insoweit abgelehnt, da das für peinlich gehalten wird. Was gemeinhin darunter verstanden wird, erläutert diese Befragte: „Die Junggesellenabschiede, die man häufig auf der Straße mitbekommt mit Bauchladen, peinlichen T-

Shirts oder Verkleidungen und peinlichen, sexualisierten Aufgaben, sind verpönt, weil eben peinlich und niveaulos“ (w, 31, Bonn).

Betrachtet man nun die Antworten auf die Frage: „Welchen Ruf hat der JunggesellInnenabschied? Wie wird er in ihrem Bekanntenkreis bewertet und welche Gründe gibt es für seinen Ruf?“ mag das Ergebnis überraschen. Von den 30 befragten Studenten ohne eigene Feiererfahrung geben zehn an, der Brauch wird in ihrem Umfeld positiv betrachtet, acht sehen ihn neutral, bei dreien ist er negativ besetzt und für vier ist er verpönt. Fünf Personen geben auf diese Frage keine Antwort. Ein Befragter, der den Ruf des Brauches positiv beurteilt, schreibt dazu beispielsweise „Selber erlebt habe ich noch keinen. Allerdings konnte ich schon öfters Junggesellenabschiede beobachten. Meist hart an der Grenze zum peinlichen, aber immer lustig“ (m, 22, Bonn). Eine Be-

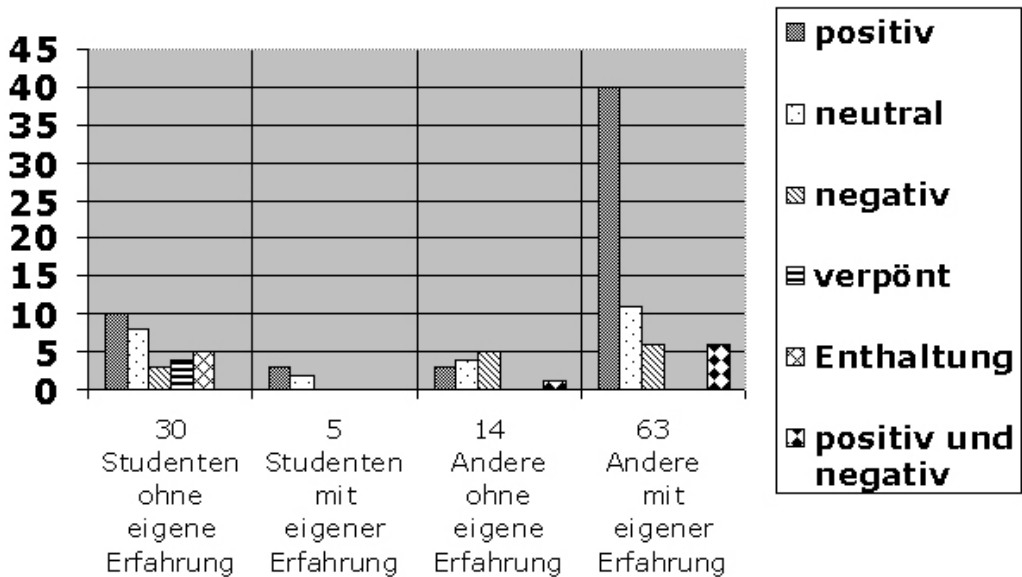


Diagramm: Ergebnis zur Frage nach dem Ruf des JunggesellInnenabschieds aufgeteilt nach Befragtengruppen mit und ohne eigener Feiererfahrung



Gruppenfoto eines Junggesellinnenabschieds.

Die Frauen fuhren mit einem Planwagen die „Orte der Liebe“ in der Heimatstadt der Braut an.

fragte, die den Ruf des Brauches als verpönt einstuft, schreibt: „nur als Beobachterin: laut, peinlich, unnötig“ (w, 23, Bonn). Zwei weitere männliche Befragte und eine Frau, die sich den vorgegebenen Antworten enthalten haben, beschreiben den Ruf in eigenen Worten mit: „exzessiv, wild, ungehemmt“ (m, 21, Bonn) und „Nochmal mit Freunden über die Stränge schlagen“ (m, 23, Bonn) und „durchwachsen“ (w, 23, Burscheid). Man muss dazu sagen, dass diese Befragten ihre Gruppe ihr Wissen aus den Medien und/oder aus der Beobachtung öffentlicher Straßen-/Kneipenfeiern bezieht, da sie selbst aufgrund ihres Alters noch nicht daran teilgenommen hat. Nur fünf Studenten waren selbst bereits einmal auf einem JunggesellIn-

nenabschied und beurteilen den Ruf der Feier dreimal positiv und zweimal mit neutral.

Von den 77 Befragten der Online-Umfrage haben 63 bereits an einem JunggesellInnenabschied teilgenommen, 40 von denen beantworten die Frage nach dem Ruf der Feier mit positiv. 11 betrachten den Ruf als neutral, sechs als negativ und weitere sechs Personen haben ein sehr ambivalentes Verhältnis dazu. 14 Befragte haben selbst noch an keinem JunggesellInnenabschied teilgenommen, bei fünf davon hat der Brauch einen negativen Ruf, von vier wird er neutral gesehen, drei betrachten ihn positiv, ein zwiespaltiges Verhältnis äußert eine Person.

Vor allem die Befragten, die an einer JunggesellInnenabschiedsfeier bereits aktiv teilgenommen haben, beurteilen den Ruf des Brauches positiv. Aus den Kommentaren zu dieser Frage und den Berichten der erlebten Feiern geht jedoch hervor, dass sie ihre positive Meinung zumeist auf eine andere Art von Feier beziehen als die hier als klassische Form beschriebene und selbst bereits verschieden gefeiert haben.

Bei denjenigen Befragten, die den Brauch nur aus der Beobachterperspektive miterlebt haben, sind die Bewertungen ausgeglichener, denn sie beziehen sich auf die hier als klassische Form beschriebene Feier, die man in der Öffentlichkeit beobachten kann.

Resümee

Zusammenfassend ließe sich also feststellen, dass es ab Ende der 1980er Jahre zu einer Veränderung der Polterabendfeier kam. Diese wurde größer, aufwendiger, das „Poltern“ wurde zunehmend übertrieben. Diese Entwicklung führte zu einer kritischen Einstellung zu dem Fest. Da die Brautpaare wenig Interesse daran hatten, Mengen von Müll zu entsorgen, kamen zunehmend alternative Feierformen in den Blick. Ein weiterer Aspekt der Verbreitung der Feier eines JunggesellInnenabschieds war sicherlich auch eine Veränderung der Lebenssituation vieler Paare und damit des Umfelds für eine klassische Polterabendgesellschaft.

Heute sind die wenigsten in eine dörfliche oder kleinstädtische Nachbarschaft eingebunden, wohnen an einem Ort mit Freunden und Verwandten oder feiern auf dem Hof der Eltern. Für die meisten macht es keinen Unterschied, wo sie sich zum Jung-

gesellInnenabschied mit Freunden treffen, da es für alle einen Anreiseweg gibt, und die Freundschaft, nicht die gemeinsame Herkunft verbindet.

Aktuell befindet sich jedoch auch die Feier des JunggesellInnenabschieds in einem Umbruch. Durch die in den letzten 15 Jahren immer mehr zunehmenden JunggesellInnenabschiede in den Kneipenvierteln der Großstädte, wird diese Form der Feier zunehmend kritisch betrachtet und abgelehnt, wie das Beispiel zum Ruf der Feier aus der aktuellen Umfrage zeigt. Es entwickeln sich neue Formen, JunggesellInnenabschied zu feiern in Form von Ausflügen, Unternehmungen des populären Freizeitangebots und Reisen. Man könnte dementsprechend von einer These des Wandels ausgehen, zum einen bedingt durch öffentliche Kritik an den Feierformen, zum anderen aufgrund des Bedürfnisses nach einer Individualisierung der eigenen Feier.⁶

⁶ Mehr zu dieser Entwicklung, den aktuellen Feierformen und den Einflüssen auf den Wandel finden Sie in dem für 2013 geplanten Sammelband zum Thema „Hochzeit im Wandel“ (Hg. Alois Döring, Dagmar Hänel, Berthold Heizmann).



Frauen im rheinischen Karneval

Erstürmung des Beueler Rathauses an Weiberfastnacht.

Eine Skizze zur Rolle der Frauen im rheinischen Karneval

„Wider den Frauenausschluss vom Karnevalsgeschehen“

von Alois Döring

Wenn im rheinischen Karneval von Jecken die Rede ist, bezieht sich dies meist auf solche männlichen Geschlechts, denn Frauen „spielten und spielen im Karneval leider nur eine sehr untergeordnete Rolle. Vor noch nicht allzu langer Zeit forderte der Präsident des Bundes Deutscher Karneval, Franz Wolf, die holde Weiblichkeit öffentlich zu mehr Engagement auf, um den eklatanten Frauenmangel in den 3500 Karnevalsgesellschaften zu beheben. Dafür sollten sie die Möglichkeit erhalten, in Vorstandsposten ‚hineinzuwachsen‘. Bisher sind sie dort nur als äußerst seltene Exemplare zu finden. Sollte eine auf den Gedanken kommen, einem dieser Frohsinnsvereine beizutreten, bekommt sie allerhand zu hören, wie: ‚Frauen werden bei uns keine Mitglieder. Mitfeiern und Freizeitspaß ja. Mehr nicht.‘ Diese Äußerung stammt von Joseph Söller, Präsident der ältesten und traditionsreichsten Kölner Karnevalsgesellschaft, der ‚Großen von 1823‘. Auch wenn der Straßenkarneval traditionell an Weiberfastnacht beginnt und die Frauen vorher an den ‚Damensitzungen‘ teilnehmen dürfen, in den meisten Elferräten haben sie nichts verloren. Ebenso wenig haben sie im Kölner Rosenmontagszug zu suchen.“¹

1 Hildegard Brog: Was auch passiert: D'r Zoch kütt! Die Geschichte des rheinischen Karnevals. Frankfurt

Zur geschichtlichen Überlieferung des Karneval im Rheinland²

Wann das fastnächtliche Treiben im Rheinland begonnen hat, liegt im Dunkeln. Den wohl frühesten Beleg für die Fastnacht am Rhein bringt der Mönch Caesarius von Heisterbach (*um 1180, †nach 1240), der bald nach 1200 „ein bis in den frühen Morgen des Aschermittwoch ausgedehntes Gelage eines ‚carnifex‘ (Fleischhauer oder Scharfrichter) von Koblenz mit einigen Genossen“ beschreibt.

2000, S. 137. Der folgende Beitrag wurde ange-regt durch Referate zur Gender-Thematik auf der Tagung „Handwerker und Hochzeiter. Die Tiroler Fastnacht. Kulturvermittlung zwischen Nord und Süd“ (Gemeinsame Tagung mit Sonderausstellung von Südtiroler Kulturinstitut, Marktgemeinde Tramin und Egetmannverein Tramin. Schloß Rechten-thal, Tramin / Südtirol, vom 17.2.-19.2.2010). Siehe Tagungsbericht in Zeitschrift für Volkskunde 106 (2010) S. 262-264.

2 Zum folgenden vgl. Alois Döring: Rheinische Bräuche durch das Jahr. 2. Auflage Köln 2007, S.87ff.; Christina Frohn: Der organisierte Narr. Karneval in Aachen, Düsseldorf und Köln von 1823 bis 1914. (Eine Veröffentlichung des Landschaftsverbandes Rheinland, Amt für rheinische Landeskunde). Marburg 2000, bes. S. 27ff. und S. 43ff.; Wolfgang Herborn: Die Geschichte der Kölner Fastnacht von den Anfängen bis 1600. Hildesheim / Zürich / New York 2009, bes. S.18ff.

Das Fest wurde Jahrhunderte lang mit üppigem Essen und Trinken, Musik und Maskierungen gefeiert. Fastnachtsspiele brachten allerlei Geschichten von Lastern wie Wollust und außereheliche Liebeshändel, Völlerei und Trunksucht, die das fastnachtliche Treiben beherrscht haben soll, auf die Bühne. In den Städten gab es seit dem 17. Jahrhundert prunkvolle Maskenbälle, -fahrten und -treiben auf den Straßen, Erwachsene verkleideten sich ebenso wie Kinder und Jugendliche.

Der Einmarsch der französischen Revolutionsstruppen bedeutete für den rheinischen Karneval einen tiefen Einschnitt. Die Franzosen untersagten 1795 den öffentlichen Karneval in den besetzten rheinischen Gebieten.

Am Fastnachtsmontag 1823 ging – organisiert vom „Festordnende(n) Komitee“ – der erste Maskenzug des sogenannten reformierten Karnevals durch die Straßen Kölns. In Köln bildeten sich die wesentlichen Strukturen des organisierten Karnevals heraus: Karnevalsgesellschaften, Karnevalssitzungen, Rosenmontagszug. Köln gab das Vorbild in der neuen Festgestaltung ab. 1825 führte das „Comitee Düsseldorfer Carneval“ den ersten großen Maskenzug durch. Angeregt durch diese Beispiele wurden auch in Bonn (1826), Düren (1827), Aachen (1829) und Krefeld (1829) eine Karnevalsgesellschaft gegründet. Der Siegeszug des Karneval war nicht mehr aufzuhalten.

Mädchenlehen - ein alter Fastnachtsbrauch (16. Jahrhundert)

Mit dem Kölner Karneval war im 16. Jahrhundert das Mädchenlehen verbunden.³

Der Kölner Ratsherr Hermann Weinsberg schildert in seinen Aufzeichnungen das Lehenausrufen als fastnachtlichen Familienbrauch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, an dem sich auch Verheiratete beteiligten. Am letzten Karnevalstag wurden die Namen der verheirateten wie unverheirateten Familienmitglieder (im weitesten Sinne) nach einer Liste als Paare, die per Los ermittelt wurden, zugeteilt. Da das ganze Verfahren im Geheimen geschah, kann man vermuten, dass die Paare nach dem Zufallsprinzip zusammengestellt wurden. Für die Mädchen ergab sich daraus die Verpflichtung, am Rosensonntag (Fastensonntag Laetare) den zugeteilten Männern oder Jünglingen eine Bretzel zu schicken. Umgekehrt waren die Beschenkten am Maitag gehalten, ihrem Mädchenlehen den *Mei*, (eine Art Glühwein mit Zimt) oder Wein darzubieten. Jedesmal kam man an solchen Geschenktagen zum Feiern zusammen. Hermann Weinsberg stand diesem Brauch nicht unbedingt positiv gegenüber; „dass er diesen Brauch als Missbrauch sozusagen verdächtigt, zeigt eher seine Abneigung“, kommentiert Wolfgang Herborn.⁴

Als fastnächtlicher Familienbrauch verschwand er bald aus dem Leben der Stadt. Seit dem 17. Jahrhundert findet sich das „Mädchenlehen“ im Köln/Bonner Raum und in der Eifel als Junggesellenaktivität. Bei diesem (durchaus als frauenfeindlich charakterisierten) Maibrauch werden die unverheirateten jungen Frauen eines Ortes den Junggesellen für eine bestimmte Zeit (Maimonat) zugeteilt. Dies kann geschehen durch Ausrufung, durch Verlosung oder durch Versteigerung; bei dieser heute weitgehend üblichen Form wird der Höchstbietende Maikönig, die Ersteigerte Maikönigin.

³ Siehe zum folgenden Herborn, S. 97ff.

⁴ Ebd., S. 100.

Maskeraden und Maskenbälle (vor 1823)

Hatte die Bewegungsfreiheit der Frauen in der Gesellschaft auch Grenzen, an Karneval gab es Ausnahmen. Frauen nahmen an Maskenbällen teil, andererseits konnten die Damen auch zu Maskeraden in ihre Salons einladen: An den Abenden vergnügten sich „artige Romanzenhändlerinnen und Blumenmädchen, Gassenkehrerinnen und Damen in antiken, damastseidenen Kleidern, mit brillanten Ohrgehängen aus der neuesten Mode“ auf den Maskenbällen. Frauen und Männer liefen teils getrennt, teils in gemischten Gruppen maskiert durch die Straßen. In Köln schien die gesamte Bevölkerung während der Karnevalstage auf den Beinen gewesen zu sein. „Alle Classen, alle Alter beyderley Geschlechts“ feierten den Fastelovend, sogar die Kinder waren nachmittags dabei. Und wie aus Kölner Ratsedikten des 17. Jahrhunderts hervorging, wählten viele „Manns und Frawen Personen verbotenerweise geistliche Gewänder für ihre Mummerey“.⁵

Welche Rollen Frauen in jenen Jahren während der Karnevalstage genossen, verdeutlichen zwei Episoden.⁶ Eine Maskengruppe hatte 1804 in Köln Anstoß erregende Zettel verteilt: „Es muß hier eine gedruckte Anzeige gerügt werden, die in der eckelhaftesten Sprache die empörendsten Zoten enthielt, und die den Fremden, dem sie in die Hände fiel, einen sehr falschen Begriff von der Natur der cölnischen Carnevalsfreuden geben würde ... Das Papier, worauf diese Worte standen, schien, wenn man sie las, roth zu werden; und wenn das ganze eine Satyre seyn sollte, so hätte sie gewiß mehr geschadet als genutzt. Eine solche Vernachlässigung an Erziehung und an moralischem Gefühl ließe

sich nur bey der verworfensten Classe denken, und man will doch versichern, daß das junge Frauenzimmer, welches die Zettel theilte, so wie die Männer, die die Säufte begleiteten, zu den honetten Leuten gehören.“ Eine andere Episode wird 1808 aus Bonn berichtet, nämlich dass eine Maskengruppe einen Wagen präsentierte, der ein Bordell darstellte. Als der Zug an einem Gebäude vorbeikam, in dem sich Freudenmädchen aufhielten, riefen diese: „Man will uns vorstellen und am Abend bringen sie uns doch das Kleingeld zu lösen.“ Der Chronist war ziemlich empört über die zunehmende Unsittlichkeit.

Weiberfastnacht (18. Jahrhundert bis heute)

Am Donnerstag vor Karnevalssonntag führen die Frauen das Regiment auf der Straße, stürmen die Rathäuser und schneiden den Vertretern des anderen Geschlechtes die Krawatten ab.⁷ Zur Weiberfastnacht gibt es vielfältige historische Belege, und auch an Theorien zur Herkunft fehlt es nicht. Manches ist bloße Spekulation, etwa, dass das Fest der Frauen auf antike Vorstellungen von Fruchtbarkeits- und Wetterzauber der alten Weiber zurückgehen soll. Belege dafür fehlen jedoch. Hans Moser sieht darin einen Brauch, der „absolut nichts mit ur-altem weiberbündischen Kult zu tun hat“, sondern einem Grundzug der Fastnacht

7 Zum folgenden siehe Döring, S.103ff.; Hildegard Frieß-Reimann: Der Siegeszug des Prinzen Karneval. Die Ausbreitung einer bürgerlichen Festform unter besonderer Berücksichtigung von Rheinhessen. (Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, 3) Mainz 1988, S. 139f.; Herbert und Elke Schwedt: Bräuche zwischen Saar und Sieg. (Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, 5) Mainz 1989, S. 81ff.; Brog, S. 152ff.

5 Zitiert nach Brog, S. 139.

6 Folgende Zitate ebd., S. 140.



*Möhnen-Straßenkarneval
an Weiberfastnacht .Blankenheimerdorf, 2004.*

entspricht, „an der alles verkehrt zugeht, in der ... für einen Tag die Weiber die Macht über die Männer haben.“⁸

Städtisches Treiben

Nach frühen Zeugnissen aus dem 14. Jahrhundert luden die Städte die verheirateten Frauen, zuweilen auch Witwen und unverheiratete Töchter zu einem Mahl am Donnerstag vor Aschermittwoch ein, gesondert auch die Freudenmädchen der Stadt.⁹

8 Hans Moser: Volksbräuche im geschichtlichen Wandel. Ergebnisse aus fünfzig Jahren volkskundlicher Quellenforschung. München 1985, S. 321.

9 Ingeborg Weber-Kellermann: Saure Wochen - Frohe Feste. Fest und Alltag in der Sprache der Bräuche. München, Luzern 1985, S. 190.

Rheinische Zeugnisse aus dem städtischen Bereich reichen bis ins 18. Jahrhundert zurück. 1729 schreibt eine Nonne des Kölner Benediktinerklosters St. Mauritius über die Fastnachtsfeiern der Klosterfrauen: „Wir haben die Fastnacht in aller Lust passiert, und seindt alle Geistliche verkleidet gewesen und uns recht lustig gemacht, dann in Tag haben wir gedantz und sprungen, des Nachts, wenn die Frau Äbtissin schlafen ist gewesen, dann haben wir Tee, Kaffe und Chocolate

getrunken und mit der Kart gespielt und auf der Dam [Damenbrett] gespielt.“¹⁰

Das Weiberfastnachtreiben auf den Kölner Straßen und Märkten schildert der Kölner Chronist Ernst Weyden für die Zeit um 1810: „Am Morgen des Donnerstags vor Fastnachts-Sonntag spukte ein toller Unfug in den Straßen. Mit dem Rufe: Mützenbestot riß man sich untereinander Mützen und Hüte ab. Am tollsten war dies Treiben auf dem Altermarkt unter den Gemüseweibern, den Verkäuferinnen und den Bauern, ein wahrer Mänadentanz.“¹¹

Was hat es mit Mützebestapelung beziehungsweise *Mützenbestot* auf sich? Das Wort

10 Joseph Klersch: Die kölnische Fastnacht von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Köln 1961, S. 56.

11 Ernst Weyden: Köln am Rhein um 1810. Eingeleitet und herausgegeben v. Willy Leson. Köln 1976, S. 180f.

bestot hängt mit *bestaden*, unter die Haube bringen zusammen. Nach einer Hochzeit musste die Braut die Brautkrone ablegen und erhielt die Haube als Standeskopfbedeckung der Ehefrau. Bei diesem Zeremoniell suchten die Brautjungfern zu verhindern, dass die Braut unter die Haube kam und sie damit ihrem eigenen Kreis entzogen war.

An diese spielerische Pfandnahme soll der Brauch erinnern, dass die Frauen auf dem Kölner Altermarkt an Weiberfastnacht den Männern unter dem Ruf *Mötzen bestot* die Hüte und Mützen vom Kopf rissen. Unter den Kölner Markfrauen ging es wild zu an diesem Tag: „Nicht nur die Hauben flogen durch die Luft, auch Schneebälle und Kohlköpfe dienten als Wurfmateriale. Unterstützt wurden sie von Fabrikarbeiterinnen. Stadtchronist Fuchs berichtete von einem Volksauflauf, wo einer den ändern mit Koth (Straßendreck) warf und dergleichen Rohheiten verübt wurden, welche die anwesende Polizei nicht zu verhindern vermochte¹². Was bis um zwölf Uhr von den Marktständen nicht verkauft war, rieselte fortwährend auf die Köpfe der Menge herab. Gemüse und Körbe flogen durcheinander und auch aus den Fenstern der angrenzenden Häuser landete einiges auf dem Altermarkt. Anschließend zog die wilde Weiblichkeit in die umliegenden Kneipen. Diesem wilden Treiben wurde allerdings im Jahre 1859 ein Ende gemacht.“¹²

Heischeumzüge und Gelage der Frauen

Die dörfliche, ländliche Weiberfastnacht an Mosel und Ahr sowie in der Eifel konnte im 19. und Anfangs des 20. Jahrhunderts viele Einzelzüge. Dazu gehörten das

Gabenheischen, das Baumstammrecht, die Pfandnahme und schließlich das Zechgelage. Der Eifeler Pastor J. H. Schmitz schreibt 1856 über das gemeinsame Gelage am Weiber-Donnerstag: „An diesem Tage hatten die Weiber nach uraltem Brauche unumschränkte Herrschaft und das Recht, in den Gemeindewald zu gehen, den schönsten Baum zu fällen, denselben zu verkaufen und vom Erlös desselben ein gemeinschaftliches Gelage zu halten. Dieses Recht übten die Weiber an allen Orten bis in die jüngste Zeit, wo die Forstbehörde ihnen die Ausübung desselben untersagt.“¹³

So geschah es in Lutzerath: „Seit unerdenklichen Zeiten war es hier in Lutzerath gebräuchlich, daß den Weibern an Fastnacht ein Ohm Wein als Fastnachts-Trunk aus der Gemeinde-Kasse angekauft und auf dem Gemeinde-Haus abgegeben wurde.“ Die Frauen erhielten ihr Recht, bis die Preußen kamen. Plötzlich gab es in den Gemeindeskassen keinen Etat mehr für dieses Vergnügen. Der Landrat von Cochem verweigerte ausdrücklich seine Genehmigung. Ein Jahr später forderten die Lutzerather Frauen erneut ihr Recht ein: Eine „Weiberausschuss-Deputation“ erschien beim Bürgermeister und verlangte einen Ohm Wein für die Frauen aus Lutzerath und einen halben Ohm für die Frauen des Nachbarortes Driesch. Maskiert zogen die Frauen durch die Straßen des Ortes, um dann mit Äxten versehen in den Gemeindewald zu ziehen. Dann suchten sie sich nach altem Recht die schönste Eiche aus und fällten sie. Den Eichenstamm brachten sie ins Dorf und verkauften ihn „gegen Verabreichung von Wein an einen dortigen Wirth“. Die Sache kam vor Gericht. Dem

13 J. H. Schmitz: Sitten und Bräuche, Lieder, Sprüchwörter und Rätsel des Eifler Volkes. Bd. 1. Trier 1856, S. 13.

12 Brog, S. 152f.

Bürgermeister blieb schließlich nichts anderes übrig, als den Frauen mitzuteilen, dass er „mit höchstem Bedauern vorstehendem Antrag der getreuen Lutzerather Weiber nicht entsprechen kann und sie an ihre Männer verweisen muß“. So bereitete die preußische Verwaltung dem alten Brauch der Lutzerather Frauen ein Ende. Fortan sollte es keinen Fastnachstrunk mehr geben – es sei denn, die Männer spendierten ihn.¹⁴ Um 1910 werden die Frauenumzüge in der Eifel so abgehalten: „Unter Singen, Lärmen und Kreischen gehen sie von Haus zu Haus und fordern Speck, Eier und ‚Brandewing‘; wird ihnen nicht sofort ein ‚Tröpfchen‘ angeboten, so suchen sie ohne weitere Umstände im ‚Schaaf‘ (Schrank) so lange, bis sie etwas Brauchbares gefunden haben. Zum Beschluss sammeln sich alle in einem bestimmten Hause; hier wird zuerst ein dicker Kaffee gekocht, dessen Kosten auf die einzelnen Weiber verteilt werden. Der erbeutete Speck und die Eier werden gebraten, und für das eingenommene Geld ersteht man sich ‚söße Brandewing‘.“¹⁵

Bei den Geselligkeiten der Möhnen¹⁶ wurden die Männer zur Finanzierung herangezogen. Um die Gelder für Wein, Schnaps, Bier und Speisen aufzubringen, fand man vielfältige Möglichkeiten. Bei Heischegang

und Gelage durften sich die Männer und Burschen nicht zu nahe an die Frauen heranwagen, „die Frauen suchen sie zu umzingeln und in die Enge zu treiben, um ihnen den Hut, wenn dies nicht gelingt, Halstuch, Kragen oder Rock abzunehmen; der Beraubte erhält sein Eigentum nur gegen Lösegeld zurück; werden die Parteien nicht einig, so wird der Gegenstand versteigert; der Erlös wird beim Gelage mitverzehrt.“¹⁷ Als neuerer Brauch sind Pfandnahmen, das so genannte Schuheputzen oder auch die Häusertaufe anzusehen. In Alendorf bei Blankenheim nehmen die Möhnen die „Häusertaufe“ an allen Um-, An- und Neubauten des Ortes vor, um für die mit der Klobürste vollzogene Handlung von den Hausbewohnern einen angemessenen Obulus zu kassieren. In der Eifel erlebt der Autofahrer in vielen Orten die Seilsperren, an denen kostümierte Möhnen den Wegezoll erheben.

Der Beginn der organisierten Weiberfastnacht

In Bonn-Beuel entstand 1824 die älteste organisierte rheinische Weiberfastnacht. Ins Leben gerufen haben sie die Beueler Wäscherinnen, die vor Beginn der Industrialisierung in der Lohnbleiche am Beueler Rheinufer und nach deren raschem Ende in der Lohnwäscherei arbeiteten. Die Wäscherinnen – so die geschichtliche Überlieferung – waren sich einig, gemeinsam dort einzugreifen, wo Frauen von ihren Männern drangsaliert und ausgebeutet wurden. So reifte der Plan „zu einer Erhebung der Frauen unter karnevalistischer Tarnung und zu einem Akt der Solidarität, um alle Herren und Gebieter im Wäscherdorf, denen es an

14 Siehe Brog, S. 153f.

15 Joseph Eich: Der „Weiber-Donnerstag“ in der Hocheifel. In: Eifelvereinsblatt 14 (1913) S. 35f., hier S. 35.

16 Zum Begriff *Möhne*: Bis etwa Mitte des 19. Jahrhunderts war *Möhne* die normale mundartliche Anrede für jede alte, verheiratete Frau über sechzig oder aber die abfällige Bezeichnung für eine unverheiratete alte Jungfer. Sporadisch in den 1930er Jahren, vermehrt aber nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Karnevalsfrauen auch *Möhnen* genannt, davor waren sie einfach nur *able Wiver*. Siehe Adam Wrede: Neuer Kölnischer Sprachschatz. 12. Auflage Köln 1999, Bd. 2, S. 200f.

17 Josef Müller: Der Donnerstag vor Fastnacht im Rheinischen. In: Zeitschrift für Volkskunde 2 (1930) S. 234-241, hier S. 236.



Ältestes Bild des Beuler Damenkomitees, um 1900.

dem nötigen Verständnis für die den Frauen zumutbare Arbeitsleistung fehlte, aufzuwecken und zur Besinnung zu bringen.“¹⁸

Die Beulerinnen bildeten 1824 ein Komitee mit strengem Reglement, das alle Frauen verpflichtete, die Verstöße der Ehegatten gegen den Hausfrieden, die verbalen oder tätlichen Beleidigungen gegenüber ihren Ehegattinnen und die heimlichen Vergehen gegen das Gebot der ehelichen Treue zu melden. Das Komitee verwendete solche Fälle als Stoff für Fastnachtsspiele. An Weiberfastnacht erlebten die Spiele auf der Bühne des Festsaales ihre Uraufführung. Die Übeltäter wurden so dargestellt, dass alle Eingeweihten wussten, wer da-

¹⁸ Johannes Bücher: Die Beuler Weiberfastnacht. Ursprung und Sinn eines alten rheinischen Volksfestes. In: Johann Ignaz Schmitz: Die Weiberfastnacht zu Beuel am Rhein. (Schriften des Heimatvereins Beuel am Rhein) Beuel 1949, Neuauflage 1991, S. I-VI, hier S. IV.

mit gemeint war. Der öffentliche karnevalistische Spott wurde zu einer wirksamen Waffe im Kampf der Wäscherinnen um ihre Freiheit und Menschenwürde. So ist die Beuler Weiberfastnacht durchaus ein Ausdruck früher Frauenemanzipation.

In den ersten Jahrzehnten feierten die Beulerinnen die Weiberfastnacht als Damenkränzchen mit solchen Theaterstücken, auch mit der Darbietung humorvoller Vorträge. Daraus entwickelte sich ein Programm mit einem Festzug und närrischem Saaltreiben.

Seither wurde die Beuler Weiberfastnacht mit weiteren Festelementen angereichert. Neben dem Damenkomitee von 1824 gibt es inzwischen mehrere andere, seit 1957 gibt es einen Sturm auf das Rathaus (mit Belagerung, Kampf und Schlüsselübergabe), seit 1958 wählt man eine Wäscheprinzessin (die zeitweilig tatsächlich aus in Beuel ansässigen Wäschereibetrieben kamen).



*Möhnenumzüge
1950er Jahre (o.) und 2012 (u.)
des Möhnen-Clubs Mülheim,*



Diesem Vorbild folgten im 20. Jahrhundert unzählige andere in der Eifel, in den katholischen Teilen des Westerwaldes, im Hunsrück an der Rheinschiene.¹⁹ Dazu gehört auch der „Möhnen-Club 1950 Mülheim e.V.“,²⁰ der seine Heimat in Mülheim-Kärlich hat und inzwischen der größte Möhnenverein Deutschlands ist. Das Mülheimer Möhnenpaar „besteht aus der Obermöhn und dem Möhnerich (natürlich kein Mann, sondern eine als Mann verkleidete Frau). Die beiden sind die Hauptpersonen der

Karnevals-session und haben mit ihrem Gefolge eine Vielzahl von Veranstaltungen und Terminen wahrzunehmen.“

Highlights jeder Session sind die Rathäuserstürmung am 11.11., gefolgt von den Möhnen-sitzungen Mitte November. Und seit 60 Jahren fährt an jedem Schwerdonnerstag ein großer, weithin beachteter Möhnen-Umzug durch die Straßen von Mülheim.

Es soll noch ein ländlicher Verein, der Möhnenverein in Schalkenbach-Vinxnt, näher betrachtet werden. Die Schalkenbacher Frauen taten sich im Jahr 1949 zusammen, um einen Möhnenverein zu gründen, 1975

19 Schwedt, S. 83ff.

20 Zum folgenden siehe <http://www.moehnenclub-muelheim.de/index.php> (13.04.2012)

entstand eine Möhnentanzgruppe, 1989 eine Jugendtanzgruppe „Schalkemecher Möhnche“.²¹ Der Verein hat sich im Laufe der Jahrzehnte „von einem reinen Frauenkaffeeklatsch zu einem bis ins Detail geplanten und vorbereiteten Dorfereignis gemausert“. Höhepunkt ist der Möhnenball. „Der Möhnenverein ist ein Gegenstück zu den anderen Dorfvereinen, die von Männern dominiert werden, und steht für selbstbestimmten Einsatz von und mit Frauen.“ Die Beliebtheit des Möhnenvereins liegt auch darin begründet, dass er sich bei Dorffesten engagiert. Im übrigen gefällt es den Frauen, nicht nur ihren Möhnenball allein auf die Füße zu stellen, sondern ganz besonders ihre sonstigen Unternehmungen im Jahr einmal ohne die Männer zu gestalten.“

Organisierter Karneval und die Frauen (seit 1823)

„Kampf der Geschlechter“

Weiberfastnacht war der Tag, an dem die Frauen selbstbewusst Karneval feiern konnten. Bei den Sitzungen durften sie nur ausnahmsweise dabei sein. In solchen Fällen gingen Überlegungen voraus, wie hier bei der Großen Karnevalsgesellschaft: „Die Damen sind nur so lange Gegnerinnen der carnevalistischen Bestrebungen, als sie nicht selbst deren Annehmlichkeiten empfunden haben. Es ist also in psychologischer Hinsicht eine eben so feine Einrichtung, einmal während der närrischen

21 Folgende Zitate aus Stephanie Steppat: Fünfzig Jahre Möhnen in Schalkenbach. In: Hildegard Friß-Reimann, Christina Niem, Thomas Schneider (Hrsg.), Skizzen aus der Mainzer Volkskunde. Festgabe für Herbert Schwedt. (Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, 25) Mainz 1999, S. 307-317, hier S. 316

Saison für die Damen eine eigene Comité-Sitzung zu veranstalten, als es auch für die Abwechslung und glänzendere Entfaltung dieser letzteren gewiß nur ersprießlich sein kann, dem einförmigen Anblicke einer großen Versammlung bekappter Brüder das in so reizender Mannigfaltigkeit auftretende weibliche Element zugesellt zu sehen.“²²

Die von manchen Karnevalsgesellschaften einmal pro Session veranstalteten Damencomités waren sehr gut besucht. Bei den jährlich stattfindenden Damencomités der »Kölner Narrenzunft«, welche Frauen als Zunftschwestern allerdings ohne Stimmrecht aufnahm, wurde das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden. Der Erlös aus dieser Sitzung kam nämlich einem wohlthätigen Zweck zugute, über den sich manche Frau freuen konnte. Er ging an den „Wöchnerinnen-Asyl-Verein“.²³

Im Jahr 1829 entbrannte der „Kampf der Geschlechter“. Man dachte darüber nach, ob der Frauenausschluss seine Richtigkeit habe. „Ob man die Frauen in den allgemeinen Weltnarrenbund aufnehmen dürfe, da sie keine Narren seien, sondern Närrinnen. Ob ohne sie das Narrenreich gemindert oder vermehrt werde, was sehr kitzlich zu entscheiden sein wird.“ Die Frauen ergriffen die Initiative und kündigten die Gründung eines „Damencomitee“ an. Doch diese Absicht lief ins Leere, der Spott des starken Geschlechts folgte: „Was soll nun werden / aus der Erden / Wenn die Frauen sich eng verbünden, / Und ein Comite begründen? / Bringen sie's zustand? - doch nein, / Jede will Präsidentin sein, / Und ehe sie sich darüber verstanden, / Sind wir schon längst in himmlischen Landen.“²⁴ Ausgeschlossen

22 Brog, S. 156.

23 Ebd., S. 157.

24 Ebd., S. 144.

waren die Frauen auch vom Rosenmontagszug.

Maskenbälle – „Hurenbälle?“²⁵

Nach der Karnevalsreform von 1823 prägten Maskenbälle das Vereinsleben der neu entstehenden Karnevalsgesellschaften, die geschlossene Maskenbälle nur für Mitglieder und deren Angehörigen als auch öffentliche Redouten organisierten. Die Maskenbälle waren im Gegensatz zu Karnevalssitzungen und anderen karnevalistischen Veranstaltungen zugänglich für Frauen, selbst wenn diese ohne männliche Begleitung erschienen. Es bot sich hier vor allem jungen Leuten eine Möglichkeit, sich relativ unbeaufsichtigt sehen zu können. Masken und Kostüme ermöglichten einen freieren Umgang zwischen Mann und Frau.

Die Möglichkeit, im Schutze der Maske ein erotisches Abenteuer zu finden, machte die Maskenbälle in den Augen der Karnevalsgegner zu einem regelrechten „Sündenpfuhl“. Es mehrten sich die Stimmen in den rheinischen Karnevalshochburgen, die einen zunehmenden Sittenverfall beklagten: „Unter der Maske und der unzüchtigen Kleidung feiert die Unzucht ihren höchsten Triumph an diesen tollen Tagen“, war aus Aachen zu vernehmen. Polizeiberichte bezeichneten städtische Maskenbälle in Düsseldorf als „Hurenbälle“ und „Sammelplatz hiesiger und auswärtiger Prostituiertes“.

Unsittlichkeit im karnevalistischen Treiben bewegte die Gemüter aufs Höchste. Kirchen, Behörden und Polizei, aber auch die Karnevalsvereine dachten über Masken-Steuer oder Ausgangssperren für Prostituierte nach. Die Veranstalter der Maskenbälle führten

deshalb Eintrittskarten ein und legten Wert darauf, nur bekannten Personen Einlass zu gewähren, vor allem keinen Frauen, die alleine und „in zweifelhafter Absicht“ kamen.

Frauenemanzipation –
Zielscheibe karnevalistischen Männerpotts

In Rosenmontagszügen überschütteten die Männer das weibliche Geschlecht mit Spott, zum Beispiel im Kölner Rosenmontagszug 1901 mit dem Themenwagen Frauenemanzipation: „Die Vision ‚Was das neue Jahrhundert bringt‘ musste für den Mann anno 1901 der pure Albtraum gewesen sein. Denn auf dem Wagen tummelten sich lauter emanzipierte Frauen in Männerberufen: Da waren Advokatinnen, Studentinnen, Ärztinnen, Wissenschaftlerinnen und Telefonistinnen. sie umringten ein Denkmal, ‚das jedes männliche Blut gerinnen macht‘. Die dankbaren Damen hatten es ihrem öffentlichen Dulder gesetzt. Es stellte einen grünlich-grauen Mann dar, der vom Pantoffel auf seinen Schultern förmlich erdrückt wurde.“²⁶

Frauen-Karnevalsvereine
und Frauen-Sitzungen

Mit dem Reichsvereinsgesetz von 1908 war Frauen de facto auch die Mitgliedschaft in Karnevalsgesellschaften erlaubt. Die Männer hatten sich aber daran gewöhnt, Sitzungen und Rosenmontagszüge unter sich abzuhalten, dass sie diese Tradition nicht brechen wollten. Dies hinderte Frauen nicht am Versuch, 1913 eine weibliche Karnevalsgesellschaft namens „Löstige Weechter“ zu gründen. Zum kleinen Rat gehörten „zwei oder drei alte Frauen, deren Gesichter entschieden etwas grimmig Schwiegermütterliches an sich hat-

²⁵ Zum folgenden vgl. Döring, S. 112ff.; Frohn, S. 134ff.

²⁶ Brog, S. 158.



Möhnenverein Heiterkeit Heiligenroth: Möhnenball am Schwerdonnerstag 2012.

ten. Den ziemlich gewöhnlichen Gesichtern der jungen Frauen fehlte die Frische der Gesundheit.“²⁷ Der Erfolg blieb aus.

Im Jahre 1999 entstand die Kölner Damen-Karnevalsgesellschaft „Colombina Colonia“ mit dem Ziel „Pflege des karnevalistischen, kölschen Brauchtums mit der besonderen Zielsetzung, ausschließlich Frauen als Mitglieder zu gewinnen und damit die aktive Mitarbeit und soziale Integration von Frauen im Kölner Karneval zu fördern“.²⁸

Ähnlich lautet die Zielsetzung des Vereins „Schmuckstückchen“: „Die Pflege des karnevalistischen, kölschen Brauchtums während

und außerhalb der Karnevalssession. Im Vordergrund steht dabei die Förderung und Integration karnevalistisch interessierter Frauen im Kölner Karneval durch die Teilnahme an gesellschaftlichen und karitativen Veranstaltungen sowie insbesondere in saisonalen Aktivitäten des Kölner Karnevals.“²⁹

„Die Männer haben erst einmal gelacht, haben uns aber dadurch erst richtig angespornt“, erzählt die Präsidentin der „Schmuckstückchen von 2008 e.V.“ „Wir haben festgestellt, dass wir uns jedes Jahr treffen und uns gegenseitig erzählen, dass wir sehr engagiert im Karneval sind. Da haben wir gesagt: Das können wir auch zusammen machen.“ Positive Reaktionen aus dem Freundes- und Bekanntenkreis brachten das Projekt erst so richtig in Schwung. „Ganz viele Frauen haben gesagt, dass sie sich auch im Karneval engagieren

27 Ebd., S. 160.

28 www.colombina-colonia-ev.de (04.03.2010).
Siehe zum folgenden Johannes J. Arens: Nix ze kamelle. Frauen im Karneval. In: StadtRevue. Das Kölnmagazin 2/2010, S. 26.

29 www.schmuckstueckchen-kolen.de (04.03.2010).

wollten, aber bislang einfach keine Plattform hatten“, erinnert sich Cornelia Becker. Das Vereinsreglement allerdings entspricht dem der klassischen Herrenvereine. Es gibt offene Treffen, und es gibt Kostümsitzungen.

Immerhin: Bei den traditionellen Karnevalsvereinigungen erlauben inzwischen etwa die „KG Blomekörfe“ oder die „Kölner Narrenzunft“. Auf Vorschlag des Vorstandes der „Großen Allgemeinen Karnevalsgesellschaft von 1900 Köln e.V.“ zum Beispiel schlossen sich 2010 die „Damen der Gesellschaft zur Gruppe der Kayjass-Wiever“ zusammen, „die als Organ der Gesellschaft in die Satzung aufgenommen wurden. Sie sind das weibliche Gegenstück zum Senat, der nur aus Herren besteht. Sie führen eigene Aktivitäten durch und stellen den Elferrat bei der Mädchensitzung und bei einer gemischten Sitzung der GA.“³⁰

Karolin Balzar ist zusammen mit ihrer Kollegin Imi Paulus „Orgaschnittchen“ der lesbisch/hetero-toleranten „Schnittchensitzung“³¹: „Wir sind eine Art Gegenentwurf zum konventionellen Karneval, erklärt Balzar. Wir sind ein Team aus Frauen und greifen ganz bewusst Frauenthemen auf. Wir haben Männer aber von Anfang an nie ausgeklammert. Wir machen gute Unterhaltung für alle Zuschauer – qualitativ hochwertig und ohne Zoten.“

Berührungspunkte mit herkömmlichen Sitzungen hat die lesbische Sitzung nicht. Die Schnittchensitzung hat seit ihrer Gründung ihr eigenes Dreigestirn – selbstredend von Frauen dargestellt.³²

Männerrollen / Frauenrollen – „Funkenmariechen“ und „Jungfrau“

Das Funkenmariechen ist die einzige Frau bei dem ältesten Traditionskorps des Kölner Karnevals, den Roten Funken. Immer lächelnd, „schlank und sportlich“ soll sie den Kölner Karneval verkörpern. Trotz ihrer öffentlichkeitswirksamen Rolle ist es kein Mitglied der Roten Funken. „Dies liegt zum einen in der Adaption der militärischen Strukturen der historischen Kölner Stadtsoldaten durch die Roten Funken begründet, die keine Frauenpositionen innerhalb der Truppe kannten. Zum anderen hat dies sicherlich seinen Ursprung darin, dass Frauen in den Anfangsjahren des organisierten Karnevals ab 1823 nicht nur vom Karneval selbst, sondern weitestgehend vom öffentlichen Leben ausgeschlossen waren.“³³

So ist es nicht verwunderlich, dass das Funkenmariechen – die karnevaleske Figur entwickelte sich in Anlehnung an eine die Soldaten versorgende Marketenderin – im 19. Jahrhundert und noch Anfang des 20. Jahrhunderts von einem Mann dargestellt wurde. Die NSDAP sorgte für einen Wandel der Figur des Funkenmariechens.

Der Wandel verlief nicht ohne Widerspruch, Franz von Duffesbach im Kölner Stadt-Anzeiger vom 29. Dezember 1935: „Der Frauen Einfluß geht schon so weit, / Ihr wachsen neue Schwingen / Sie will die ganze ‚Herrlichkeit / Wohl untern Schlitten bringen [...] / Jetzt will sie sogar siegen / Als Karnevals-Mariechen.“³⁴

30 <http://www.grosse-allgemeine.de/320-0-Gruendung+der+Kayjass+Wiever.html> (05.07.2012).

31 www.dieschnittchensitzung.de (04.03.2010).

32 Arens, S. 27.

33 Peter Genath, Alexander Boden: Brauchkultur im Wandel – von der Begleitfigur zur Leitfigur. Zur Rolle des Funkenmariechens der Kölsche Funkenrut-wieß vun 1823 e.V. In: Vom Stadtsoldaten zum Roten Funken. Militär und Karneval in Köln. Köln 2006, S.299-313, hier S. 300.

34 Ebd., S. 310.



*Kölner Dreigestirn mit der letzten weiblichen Jungfrau Else Horion, Köln 1939.
Aus: Michael Euler-Schmidt, Marcus Leifeld: Der Kölner Rosenmontagszug 1823-1948.
Köln 2007, S. 202.*

Auch die Jungfrau³⁵ als Teil des Kölner Dreigestirns musste von einer Frau dargestellt werden, weil eine „transvestitische Kostümierung“ nicht in das Männerbild des Nationalsozialismus passte. 1938 wurde dem närrischen Volk erstmals eine Frau in der Rolle der Jungfrau präsentiert.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die weibliche Jungfrau wieder abgeschafft. „Kar-

³⁵ Zum folgenden siehe Carl Dietmar / Marcus Leifeld: *Alaaf und Heil Hitler*. Karneval im Dritten Reich. München 2010, S. 144ff.

neval ist Männersache“, so das Argument der männlichen Funktionäre.

Dreigestirn – weiblich

In Köln, inzwischen auch an anderen Orten der Region, bestimmt das Dreigestirn (Prinz, Bauer, Jungfrau) das närrische Geschehen. In den letzten Jahren inthronisierten die Karnevalsgesellschaft „Rot-Weiß Herchen 1994“, die Waldbröler Karnevalsgesellschaft oder auch die Dorfgemeinschaft Geyen zum ersten Mal ein „Weiberdreigestirn“. Aber nicht als Ausdruck von Frauenemanzipation,

1. Damen-Dreigestirn Geyen 2005



sondern, in Ermangelung eines männlichen Prinzen und seiner männlichen Partner!

Jahr 2006: „Frauen spielen auch im 21. Jahrhundert noch keine nennenswerte Rolle im organisierten Karneval.“³⁷

Bilanz

Wenn auch der damalige Präsident des Kölner Festkomitees meinte: „Dass es, bis auf Ausnahmen, den Frauen, immerhin die Hälfte aller Kölner, verwehrt ist, im Karneval aktiv zu sein, ist ein Unding.“³⁶ bilanzieren Peter Genath und Alexander Boden im

³⁷ Genath, Boden, S. 310.

³⁶ Kölner Stadtanzeiger 18.8.1999.

Ein Streifzug durch die rheinische Ortsnamenkunde

Kelten und Konsorten

von Peter Honnen

Das Rheinland gilt sehr zu Recht als eine der interessantesten, d.h. variantenreichsten Sprachlandschaften Europas. Hier wird Sprachgeschichte im wahrsten Sinn des Wortes greifbar, mehr noch, die Erforschung der rheinischen Dialekte hat der Sprachwissenschaft erst zu einigen wichtigen Einsichten zum Verlauf der Sprachgeschichte verholfen.

Zu dieser Sprachsituation hat sicherlich auch die bewegte Siedlungsgeschichte beigetragen. Hier im Rheinland trafen frühe Germanen, Kelten, Römer und die germanischen Völkerwanderungstämme aufeinander, die alle ihre Spuren in der Sprache hinterlassen haben. Nicht von ungefähr sind rheinische Sprachräume lange Zeit als ehemalige Siedlungsräume germanischer „Völker“ identifiziert und folgerichtig nach ihnen benannt worden, denkt man z.B. an die ripuarischen oder niederfränkischen Mundarten.

Diese bewegte Geschichte spiegelt sich auch in der rheinischen Ortsnamenlandschaft. Sie ist ähnlich variantenreich wie die der Sprache selbst. Auch hier finden sich vielfältige sprachliche Spuren, die die unterschiedlichen Bewohner des Rheinlands über die Jahrtausende hinterlassen haben – und die deshalb auch immer wieder zur Rekonstruktion der frühen Siedlungsgeschichte

des Rheinlands herangezogen wurden. Hier sollen nun einige für das Rheinland sehr typische Namenformen einmal näher vorgestellt und ihre Rolle in der Diskussion um den Verlauf dieses frühen „Clashes“ der Kulturen zwischen Maas und Rhein beschrieben werden.

acum-Namen

So bezeichnet man einen Ortsnamentypus, der in der historischen Überlieferung ein *acum*-Suffix aufweist.¹ In der Regel handelt es sich dabei um römische Siedlungsnamen; allerdings weiß man heute, dass die auf die Römer folgenden landnehmenden Franken diese Benennungs-„Mode“ vor allem im gallischen Raum noch eine lange Zeit fortgeführt haben.² Diese so genannten *acum*-Namen (wobei *-acum* die latinisierte Form des keltischen Zugehörigkeitssuffixes *akon* ist) finden sich in Frankreich, Belgien, Süddeutschland und im Rheinland, hier sogar in besonders auffälliger Häufung (siehe Karte S. 42). Die Verbreitung dieses

¹ *acum*-Namen sind in der Literatur und im Internet oft auch als (i)*acum*-Namen zu finden; diese Bezeichnung ist nicht ganz korrekt, da hier das Suffix falsch abgetrennt wurde; siehe Bach *Namenkunde II* § 249.

² Siehe Bach *Namenkunde II* §249 4. und Derks *Weeze* 103.

Namentyps entspricht also ziemlich exakt dem berühmten gallorömischen Gebiet, das laut Caesar von einem Volk bewohnt war, *qui ipsorum lingua Celtae, nostra Galli appellantur* („die in ihrer Sprache Kelten, in unserer Gallen genannt werden“).

Es liegt auf der Hand, dass diese Ortsnamen damit äußerst interessant sind für die Siedlungsgeschichte dieses Raumes. Um so mehr, als die *acum*-Endungen in den heute deutschsprachigen Gebieten fast ausnahmslos an nicht-germanische Personennamen treten, also auf eine vorgermanische Geschichte verweisen. Im Prinzip sind *acum*-Namen nichts anderes als Benennungen von Landgütern nach dem Namen des ersten Eigentümers, die auch nachträglich fest bleiben, wenn sich die Besitzverhältnisse in der Folgezeit ändern.³ Im römischen Reich wurde der vom Staat einem Bürger zu vollem Eigentum übertragene Landbesitz „Fundus“ genannt, ein Wort, das ‚Bauernhof, Anwesen‘ bedeutet und noch heute in den *Latifundien* der Großgrundbesitzer zu erkennen ist. Ein solcher *Fundus* wurde also mit dem Namen einer Person benannt, die durch das besitzanzeigende Suffix als Eigentümer ausgewiesen wurde. Im lateinischen Kerngebiet des römischen Reiches lautete diese Endung *-anus* (gut zu erkennen in noch heute üblichen italienischen Ortsnamen wie *Savignano* (eigentlich „Fundus des Savinius“) oder *Gavignano* (eigentlich „Fundus des Gavius“), im Gebiet der ursprünglichen keltischen - oder gallischen - Sprachen, das von Rom kolonisiert wurde, dagegen *-acum*.⁴ Der dem rheinischen Ortsnamen *Zülpich* zugrunde liegende römische Name *Tolbiacum* bedeutet mithin nichts anderes als „Gut des *Tolbios*“ (ein keltischer Personennamen), wobei das ursprüngliche Bezugswort

„Fundus“ oder auch „Villa“ kurzerhand weggelassen und dem Namen später ein neutrales Geschlecht gegeben wurde. Auf dieses namengebende Prinzip lassen sich die Mehrheit der überlieferten Ortsnamen, die auf *-acum* enden, zurückführen. Weitere bekannte Beispiele im Rheinland sind etwa *Conz* bei *Trier* (aus *Contionacum* (zum keltischen Personennamen *Contio*)) oder *Echternach* (aus *Epternacum* (zum keltischen Personennamen **Epotoros*)), überregional *Mainz* (aus *Mogontiacum* (zum keltischen Personennamen *Mogontios*)) oder *Breisach* (aus *Prisiacum* (zum keltischen Personennamen *Brisios*)).⁵

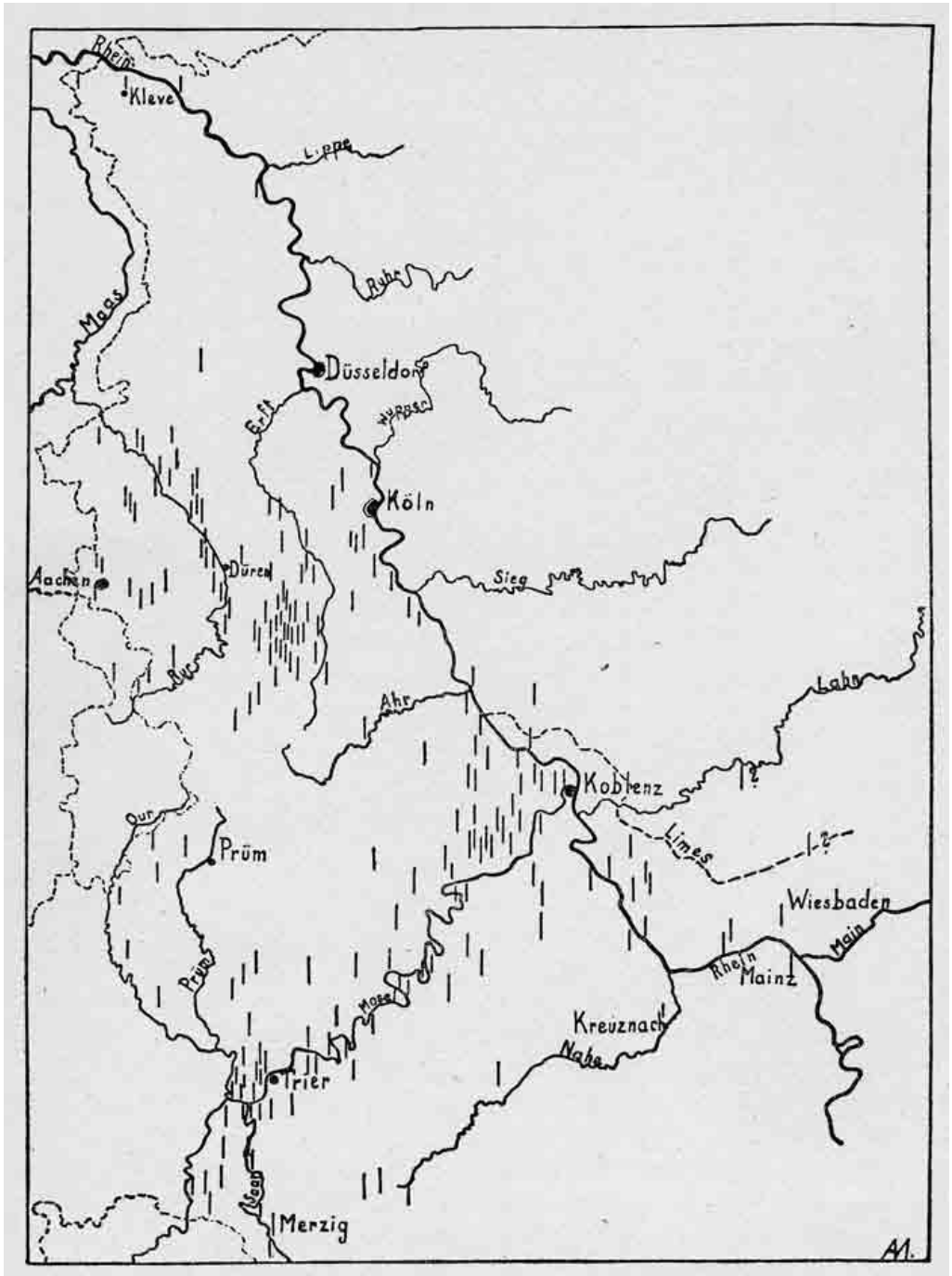
Bei diesem namenkundlichen Befund verwundert es nicht, dass das Verbreitungsgebiet dieses Namentyps immer wieder mit dem ehemaligen Siedlungsgebiet der Kelten, oder besser Gallier, identifiziert worden ist. Zumal auch andere den Kelten zugeschriebene Ortsnamentypen mit dem Gebiet der *acum*-Namen korrespondieren. Das sind zum Beispiel die Ortsnamen auf *-magen*, die auf keltisch *magus* (Feld, Ebene) zurückgehen (siehe *Dormagen* (aus *Durnomagus*, zum keltischen Personennamen *Turnus*) oder *Neumagen* an der Mosel und das niederländische *Nijmegen*), oder die Namen auf *-durum* (*Tüddern* (aus *Theudodurum*) oder *Solothurn* (aus *Salodurum*)). Diese Gleichsetzung – *acum*-Namen = keltisches Siedlungszentrum – findet man sowohl heute in Geschichtsforen im Internet⁶ als auch

5 Der Vollständigkeit halber sei hier angemerkt, dass vereinzelt auch *-acum*-Namen in der Verbindung mit Appellativen, also Gattungsbegriffen erscheinen, so das niederländische *Verrijk* (aus **Viridiaricum* „Siedlung bei einem Baumgarten“), und auch mit Flussnamen wie *Mouzay* an der belgischen *Maas* (aus *Mosacum*).

6 „Die Endung *-acum* ist hingegen eine keltische. Es ist wohl ein bisschen abenteuerlich, zu behaupten, dass die Römer sich der keltischen Sprache bedient

3 Berger S. 35.

4 Schwarz S. 110, Bach Frankonisierung 752.



Karte von
Adolf Bach: *Deutsche Namenkunde III/2* S. 66.

in der namenkundlichen Literatur. Zu besonderer Berühmtheit ist in diesem Zusammenhang der Aufsatz „Gibt es in den Rheinlanden rechtsrheinische *Acum*-Namen“ von Henning Kaufmann⁷ gelangt, der darin die Diskussion auf die Spitze trieb und die im Titel gestellte Frage rigoros verneinte: Da es rechts des Rheins keine Kelten gegeben hatte, konnte es dort auch keine Ortsnamen mit der „keltischen“ *acum*-Endung geben.⁸

Die Begründung dieser Auffassung geht bekanntlich auf Caesar zurück, der den Rhein als Siedlungsgrenze zwischen Kelten und Germanen beschrieben hat und damit wahrscheinlich dem älteren Geschichtsschreiber Poseidonios von Apameia folgte⁹, was ihn jedoch nicht davon abhielt, die linkrheinischen Eburonen, mit denen er zu Beginn die meisten „Schwierigkeiten“ hatte, als *germani cisrhenani* (linksrheinische Germanenstämme) zu bezeichnen. Werden diese heute von der Forschung eher den Kelten zugerechnet, so zeigt ihr Beispiel jedoch eindrücklich, wie schwierig eine ethnische Zuschreibung der römischen Bevölkerung im Rheinland ist. Auch die Sprache hilft da nicht immer weiter. Zwar ist der Name mit großer Wahrscheinlichkeit genau so keltisch (er bedeutet wohl „denen die Eibe heilig ist“) wie die berühmten eburonischen Personennamen *Catuvolcus* und vor allem *Ambiorix*, aber keltisch gesprochen hat wohl nur die eburonische Oberschicht, „während ihre ursprüngliche Sprache germanisch gewesen sein kann“.¹⁰

haben. Die Römer hätten wenn schon ihre eigene Sprache verwendet“ <http://www.geschichtsforum.de/f32/wie-weit-sind-die-kelten-nach-norden-vorgestossen-267/index8.html> (abgerufen 5. 5. 2012).

7 Kaufmann *acum*-Namen.

8 zur Kritik an dieser These siehe Kuhn *-acum*-Namen.

9 Petrikovits S. 59.

10 Joachim S.157.

Die Sprache der Gallier ist in diesem Zusammenhang auch deshalb keine große Hilfe, weil man sie eigentlich gar nicht kennt. Ihre Überlieferung ist äußerst spärlich. Die wichtigste Quelle ist das in der Keltologie berühmte „Endlichers Glossar“¹¹, ein schmales „Wörterbuch“, das auf gerade mal 29 Zeilen genau 60 gallische Wörter vorstellt. Dazu kommen einige kleine Inschriften auf Weihestenen oder Texte auf Ziegeln. Und genau das ist der Grund, weshalb Namen, sowohl Personennamen als auch Ortsnamen, bei der Rekonstruktion des Gallischen/Keltischen als Quelle nahezu unverzichtbar sind – und genau deshalb spielt das Rheinland mit seinen je nach Interpretation etwa dreihundert *acum*-Namen eine so wichtige Rolle in der siedlungs- als auch sprachgeschichtlichen Diskussion.

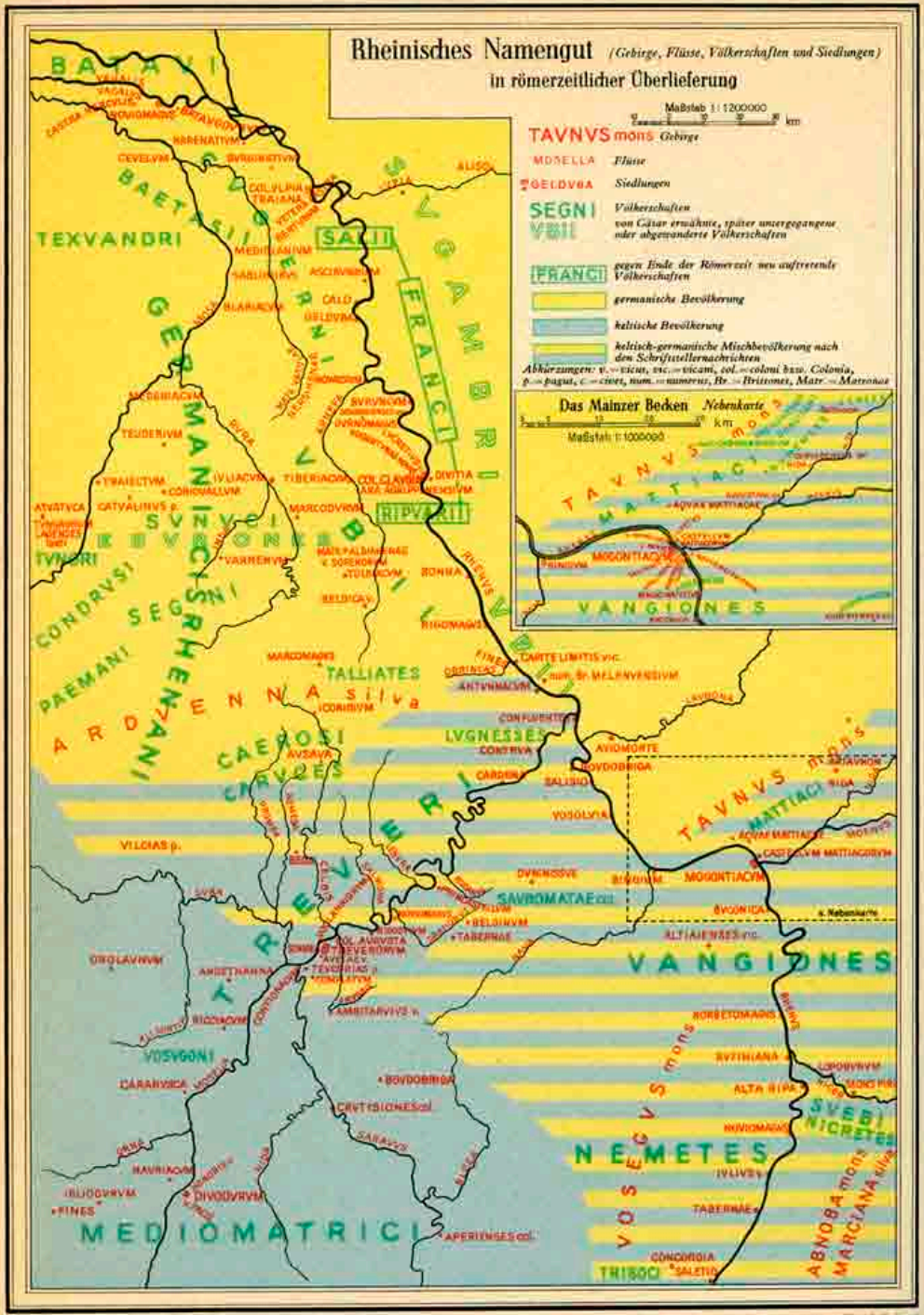
Acum-Namen drängen sich im Moseltal, an der Erft und entlang der Rur (siehe Karte S. 42). Vergleicht man diese Häufung mit anderen Regionen, dann erhält man den Eindruck einer relativ dichten romanischen Siedlung im Rheinland.¹² Wollte man daraus jedoch eine Landkarte des ehemals keltischen Siedlungsgebiets konstruieren, gerät man schnell in Konflikt mit den archäologischen und siedlungsgeschichtlichen Befunden, die eine gesicherte keltische Besiedlung nur südlich der Mosel und eine Pufferzone südlich der Ahr im Gebiet der Eifel nahe legen. In der rheinischen Tiefebene und am Niederrhein haben danach nie Kelten gesiedelt (siehe Karte S. 44).¹³ Wie sind also die Ortsnamen mit den keltischen *acum*-Endungen - und daneben auch Ortsnamen wie *Dormagen* oder *Nimwegen* - nördlich

11 zu neueren Forschungen zu diesem Glossar siehe: <http://www.dieuniversitaet-online.at/beitraege/news/suche-nach-alkeltischen-sprachresten-in-osterreich/10/neste/106.html> (abgerufen am 3. 4. 2012).

12 Schwarz S. 111.

13 Siehe Petrikovits S. 41.

Geschichtliches Handbuch der Länder am Rhein



Karte: Weisgerber, in: Geschichtlicher Handatlas, Kartenteil S. 8.

der Mittelgebirge zu erklären, ist die keltische Namenslandschaft nicht deckungsgleich mit dem keltischen Siedlungsgebiet?

Caesar selbst hat weder *Mattiacum* (Wiesbaden), *Antunnacum* (Andernach) noch andere *acum*-Namen gekannt, erst 150 Jahre später finden mit *Mogontiacum* (Mainz) und *Tolbiacum* (Zülpich) bei Tacitus erstmals solche Namen Erwähnung¹⁴, was immerhin auf einen bestimmten Bekanntheitsgrad und damit auf schon etwas bedeutendere Orte schließen lässt. Andererseits bedeutet die Nichterwähnung bei Caesar wiederum nicht, dass es zu seiner Zeit keine *acum*-Namen gegeben haben kann; als Einzelhöfe könnten diese kleinen Siedlungen zu klein gewesen sein, um in den Focus des großen Römers zu geraten.¹⁵ Doch darüber kann nur spekuliert werden. Eine wahrscheinlichere Möglichkeit ist, dass dieser Namensstypus mit der römischen Eroberung im Rheinland eingeführt wurde, dass die Römer ihn erst aus den gallischen Kernlanden in unsere Region importiert haben. Dabei mögen gallische Legionäre, die nach ihrer Dienstzeit in den Legionen am Rhein mit einem Fundus abgegolten wurden, eine wichtige Rolle gespielt haben.

Können die Ortsnamen nun selbst zur Klärung dieses Problems beitragen? Die meisten der alten *acum*-Namen lauten im Rheinland heute auf *-ich* (*-ig*), einige wenige auf *-ach*, und manchmal ist die Endung gänzlich abgefallen. Nur ganz selten sind diese Namen allerdings in ihrer ursprünglichen Form tatsächlich in Quellen überliefert (siehe Karte S. 44). Das ist so der Fall bei *Zülpich*, für das der antike Name *Tolbiacum* belegt ist, weiter *Jülich* (*Juliacum*), *Andernach* (*Antunnacum*), *Sinzig* (*Senti-*

acum), *Gressenich* bei *Stolberg* (*Grasciniacum*), *Zieverich* bei *Bergheim* (*Tiberiacum*), *Bad Breisig* (*Brisiaco*; der gleiche Ortsname ist übrigens *Breisach* (*Prisiacum*)), *Konz* (*Contionacum*), *Blerik* (heute Stadtteil von *Venlo*, aus *Blariacum*) und vielleicht *Melick* (südlich von *Roermond*, aus *Mederiacum*). Das bedeutet wiederum, dass **alle** anderen der – vermuteten – rund dreihundert *acum*-Namen im Rheinland nicht nachgewiesen, sondern lediglich erschlossen, d. h. rekonstruiert sind (und deshalb mit einem vorgestellten Asterix * gekennzeichnet werden).

Die meisten Altbelege für die kleineren rheinischen Orte datieren aus dem Mittelalter. So wird der Ort *Lechenich* (bei *Erftstadt*) erstmals 1138 als *Legniche* erwähnt, getreu den bekannten Bildungsprinzipien hat man dazu die gallo-römische Grundform **Laconiacum* angesetzt und als „Gutshof des Kelten *Laconius*“ interpretiert¹⁶, ein Personennamen, der für das römische Gallien mehrfach belegt ist. Die Ersterwähnung von *Linnich* datiert aus dem Jahr 888¹⁷ und lautet *Linnika*. Hier kann durch das *-k-* in der Endung die erschlossene Ursprungsform **Liniacum* wohl als gesichert gelten, allerdings ist das dazugehörige Personennamenelement **Linius* oder **Laenius* (Gut des *Linius*) wiederum nur erschlossen. Der nicht belegte Personennamen wird deshalb als Variante des bekannten römischen Personennamens *Linus* interpretiert.¹⁸ Der Ortsname *Sötenich* im ehemaligen Kreis *Schleiden* wird sogar erst 1430 erstmals erwähnt. Dennoch wird er auf **Suetoniacum* zurückgeführt und damit zum bekannten römischen Gen-

16 Kaufmann Die Namen der rheinischen Städte S. 96.

17 allerdings, wie bei vielen rheinischen Ortsnamen, nur kopiaal belegt; Breuer 335.

18 anders z. B. Kaufmann Die Namen der rheinischen Städte S. 162.

14 Kuhn *-acum*-Namen S. 394.

15 so Kaufmann rechtsrheinische *Acum*-Namen S. 33.

tilnamen *Suetonius* gestellt (man denke an den römischen Schriftsteller *Sueton*).¹⁹ Auch alle anderen vier *acum*-Namen im Altkreis *Schleiden* sind rekonstruiert: *Keldenich*, erstmals 1251 erwähnt, wird zurückgeführt auf **Caldiniacum* (so auch derselbe Ortsname *Keldenich* bei *Wesseling*) und zum Personennamen *Caldinius* gestellt, der im Rheinland auf zwei Matronensteinen als Stifter belegt ist²⁰; für den Ortsnamen *Sistig*, so erstmals 1214 erwähnt, wird ein **Sestiacum* (Gut des *Sixtius*) angenommen²¹, auch der im Rheinland weit verbreitete Orts- und Flurname *Pesch* wird im Fall des gleichnamigen Ortes bei *Nettersheim* auf ein gallorömisches **Bessiacum* und auf einen dazugehörigen *Bassius* oder *Bessius* zurückgeführt²², und schließlich wird für *Mechernich*, Ersterwähnung im Jahr 1166 als *Mehterne*, ein **Macriniacum* angenommen, das auf den Personennamen *Macrinus* (auf einem römischen Weihstein bei *Zülpich* nachgewiesen) zurückgeht.²³

Ist diese kleine Aufzählung, die nahezu beliebig verlängert werden könnte, dadurch gekennzeichnet, dass sie ausschließlich *acum*-Namen nennt, die auf einen nachgewiesenen römerzeitlichen Personennamen zurückgehen, so kennt die rheinische Namenkunde auch Beispiele, die mit dem Namen selbst auch die abgeleiteten Personennamen rekonstruieren, also aus einem erschlossenen Ortsnamen wiederum einen Personennamen erschließen. Das ist z.B. der Fall bei *Pimmenich* (das Gut „Haus Pimmenich“, erstmals 1389 erwähnt als *Pimpenich*) bei *Düren*, für das der ursprüngliche Ortsname **Biminiacum*/*Piminiacum*

angenommen wird. Dem wird entweder der „römische“ Personennamen **Biminius* oder der „keltische“ Personennamen *Pim* zugrunde gelegt, die beide nicht gesichert sind.²⁴ Ähnlich ist es bei *Pommerich* (bei *Pier*, 1344 in „Arnolt von Pumppenych“ ersterwähnt), das über **Pompiniacum* zu einem Personennamen **Pompinius* gestellt wird, der aber nirgendwo belegt ist²⁵, bei dem schon erwähnten Ortsnamen *Linnich* oder bei *Gevenich* (bei *Linnich*, erste Erwähnung 1188 als *Gowenich*), das als **Gaviniacum* zu einem Personennamen **Gavinus* gestellt wird, der bislang nicht nachgewiesen ist und der sogar selbst wieder an einen erschlossenen „keltogermanischen“ Personennamen **Gabo* angelehnt wird.²⁶

Wenn bei dieser Aufzählung der Eindruck eines gewissen Automatismus bei der Herleitung dieser keltischen Ortsnamen entstanden ist, dann hat der durchaus seine Berechtigung. In der Vergangenheit ist in der Tat versucht worden, jeden rheinischen Ortsnamen auf *-ich* oder *-ach* nach diesem Schema als gallorömisches *acum*-Namen zu identifizieren, um einen möglichst geschlossenen keltischen Siedlungsraum im Rheinland nachzuweisen. Diese Keltomanie²⁷, die ihren Höhepunkt im 19. Jahrhundert hatte, wirkt durchaus noch bis heute nach. Ein Beispiel ist der Ortsname *Jülich* (*Juliacum*), der Keltenfreunden schon immer ein Dorn im Auge gewesen ist, weil er beim besten Willen nicht an einen „keltischen“ Personennamen angelehnt, sondern nur zum Namen *Julius* gestellt werden kann. Da dieser nun einmal eindeutig römisch ist, kann *Juliacum* nur ein Beleg dafür sein, dass die Römer das *acum*-Suffix offensichtlich ganz

19 Guthausen S. 65.

20 Guthausen S. 48; <http://www.heimatverein-wesseling.de/whgb2.htm> (abgerufen am 2. 5. 2012).

21 Guthausen S. 65.

22 Guthausen S. 57.

23 Guthausen S. 53.

24 Kaspers S. 38; anders Breuer S. 79.

25 Breuer S. 164.

26 Breuer S. 324.

27 Debus/Schmitz S. 3471.

selbstverständlich bei ihren Benennungen benutzt und mit dem Aufblühen der rheinischen Provinz im zweiten und dritten Jahrhundert zur regelrechten „Massenware“²⁸ bei Neugründungen gemacht haben. Es kommt daher nicht von ungefähr, dass selbst noch in jüngster Zeit versucht wurde, den Namen *Jülich* in ein „keltisch-germanisches Doppelwort“ umzudeuten (das auf ein erschlossenes keltisches **ialo* (Platz) zurückgeführt wird), nur um eine vorrömische Siedlungstradition zu belegen²⁹. Das geschieht im Übrigen auch heute noch mit anderen Ortsnamen, so bei *Rheinberg* am Niederrhein, das jüngst wieder als *berka* (angeblich keltisch für „Ort am Wasser“) gedeutet wurde³⁰, oder sogar bei *Metelen* im Münsterland, das wie das norditalienische *Mailand* mit dem in den Quellen mehrfach erwähnten gallisch-römischen *Mediolanium* (etwa: „Ebene in der Mitte“) identifiziert wird.³¹ Allerdings distanziert sich die wissenschaftliche Namenkunde zunehmend von der oftmals arg spekulativen Suche nach keltischem Substrat in rheinischen Ortsnamen. Gerade bei den vielen Ortsnamen auf *-ich* wird längst nicht mehr in jedem Fall auf einen *acum*-Namen und damit auf eine gallorömische oder keltische Gründung geschlossen. In der jüngsten Gesamtaufnahme der Ortsnamen im Kreis *Düren*³² sind dabei gleich eine ganze Reihe der alten *acum*-Namen auf der Strecke geblieben. Dazu gehört

Merberich, das traditionell als **Arboriacum* („Baumgarten“ und damit als eines der selteneren Beispiele für einen *acum*-Namen, der nicht an einen Personennamen angeschlossen ist) gedeutet wird, aber erst 1324 erstmals als *Marbach* erwähnt ist und später den im Rheinland öfter zu beobachtenden Wechsel des Grundwortes von *-bach* zu *-berg/berich* erlebt hat. Das Beispiel zeigt sehr anschaulich, wie reflexhaft oftmals rezente Ortsnamen auf *-ich* als gallorömische Gründungen gedeutet wurden, ohne dass die Altbelege einer gründlichen Analyse unterzogen wurden. So ist im Fall *Merberich* eine Deutung als „Sumpfgelände am Berg“ der mittelalterlichen Überlieferung sicher weitaus angemessener als jede Rekonstruktion einer römischen Vorform³³.

Andere Ortsnamen auf *-ich*, die wohl dauerhaft „entkeltisiert“ werden müssen, sind *Setternich* (nicht zu **Sertiniacum* (zum Personennamen *Sertinius*), da alle mittelalterlichen Belege gar kein *-n-* erkennen lassen), *Morschenich*, *Gertzen* (oft als **Gratiacum* gedeutet), *Vilvenich*, *Kottenich* (alle im Kreis *Düren*)³⁴ oder auch *Metzigerode* bei *Udenbreth*, das ein normaler *-rode*-Name (zum Personennamen *Mutzing*?) ist, für den keineswegs ein **Mattiacum* erschlossen werden muss³⁵. Diese Liste ließe sich leicht mit Beispielen aus anderen rheinischen Regionen erweitern. Allerdings bedeutet die hier angedeutete Skepsis nun nicht, dass grundsätzlich bei allen *acum*-Deutungen von rheinischen Ortsnamen Zweifel angemeldet werden müssen, im Gegenteil ist die Rekonstruktion der gallorömischen Namenslandschaft eine in der Tat beeindruckende Leistung der Namenkunde, auf die weder die Sprach- noch die Geschichtswissen-

28 Kuhn *-acum*-Namen S. 394.

29 Graffmann S. 363; die ehemaligen Träger von römischen Personennamen wie *Fuscinius* (zum Ortsnamen *Füssenich*), *Bassonius* (zum Ortsnamen *Bessenich*) oder *Lupinius* (zum Ortsnamen *Lövenich*) werden aus diesem Grund zu vornehmen Kelten, die römische Namen angenommen haben, siehe dazu <http://www.wingarden.de/wing/nachedition2003/kelt-zuelpich.html> (abgerufen am 22. 4. 2012).

30 Sweetsir S. 24; dazu Derks *Rheinberg*.

31 <http://www.heimatverein-metelen.de/ortsgeschichte.htm> (abgerufen am 12. 3. 2012).

32 siehe Breuer.

33 Breuer S. 297.

34 alle Beispiele siehe Breuer.

35 Guthausen S. 53.

schaft verzichten kann. Skepsis ist jedoch grundsätzlich immer dann angebracht, wenn gallorömische Namentypen – vor allem aus den Regionen nördlich der Mosel –, seien es *acum-*, *durum-* oder *magus-*Namen, als ethnischer Beweis dienen müssen. Eine keltische Besiedlung hat es am Niederrhein nie gegeben,³⁶ „eine einiger Maßen zusammen hängende Schicht keltischer Namen läßt sich am unteren Niederrhein jedenfalls nicht erweisen“.

Im Rheinland ist das *acum-*Suffix nachweislich erst von den Römern zur „vollen modischen Blüte gebracht worden“³⁷ und auch gallorömische Personennamen in den von ihnen abgeleiteten Ortsnamen weisen nicht automatisch auf eine ehemals keltische Bevölkerung, sondern wohl weitaus öfter auf „gallische“ Legionäre hin, die im Rheinland ihren wohlverdienten Ruhestand verlebt haben. Vor diesem Hintergrund stellen auch die „keltischen“ Ortsnamen *Dormagen* (*Durnomagus*) oder *Nimwegen* (*Noviomagus*) dann kein Problem mehr dar, wenn sie nicht als Belege für keltische Siedlungen ausgegeben, sondern als römische Benennungen angesehen werden, wie sie in den nördlichen Provinzen schlicht *Usus* oder sogar *Mode* gewesen sind.³⁸ Das eigentlich „langweilige“ *Noviomagus* (*Neumarkt*, *Neustadt*) ist auf deutschem Boden zweimal (für *Speyer* und *Neumagen* an der Mosel) und in Frankreich gleich zehnmal nachgewiesen,³⁹

36 Petrikovitz S. 46.

37 Derks Weeze S. 103.

38 Allerdings kommt Bayer S. 349 zu dem Schluss, dass die Gründung von *Dormagen/Durnomagus* schon vor der Römerzeit „wahrscheinlich“ ist, weil zwei weitere *Durnomagus*-Orte in Irland und Schottland bekannt sind, beides Gebiete, die bekanntlich nie von den Römern besetzt waren. Die Herleitung dieser beiden „keltischen“ Namen ist jedoch umstritten.

39 Derks Weeze S. 104.

und sogar das immer noch rätselhafte *Mederich* (bei *Duisburg*) hätte dann die Chance, einer der – wenn auch ein sehr später – Kandidaten des zwar belegten, aber immer noch nicht endgültig identifizierten *Mederiacum* zu sein.⁴⁰

Matronennamen

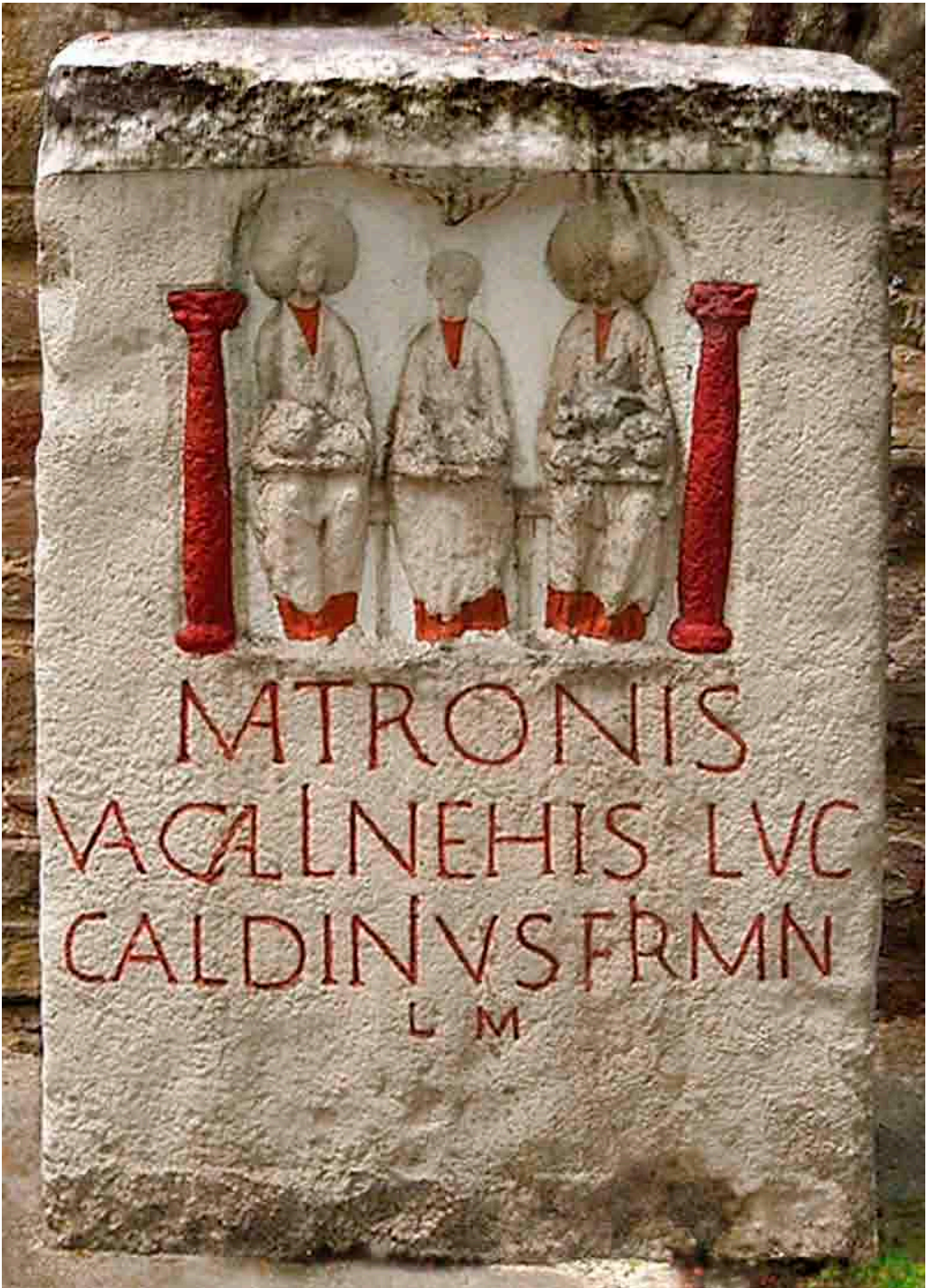
Einige der – ob zu Recht oder nicht - als *acum-*Ort interpretierten Ortsnamen wie *Echtz*, *Pier*, *Jülich*, *Lechenich* oder *Disternich* führen auf ein weiteres Feld der spannenden rheinischen Ortsnamenlandschaft, das sogar eine gewisse Exklusivität für sich beanspruchen kann. Wurde zu *Lechenich* früher ein gallorömisches **Laconiacum* erschlossen (siehe Anm. 16), wird der Ortsname heute auch zum Matronennamen *LANEHIAE* gestellt, der auf einem Weihestein (heute im LVR-LandesMuseum Bonn) belegt ist. Genau so ergeht es dem Ortsnamen *Echtz* bei *Düren*, bislang als **Acutiacum* gedeutet, für den neuerdings auch die Ableitung aus dem Matronennamen *HIHERAIHAE*⁴¹ vorgeschlagen wird, oder *Disternich*, bislang meist auf **Dextriniacum* (zum Personennamen *Dexter*) zurückgeführt, das nun auch auf den Matronennamen *TEXTUMEIHAE* bezogen wird.⁴²

Schon diese wenigen Beispiele zeigen, wie wichtig die Namen der berühmten Matronen auch für die rheinische Ortsnamenkunde sind. Das kommt selbstverständlich nicht von ungefähr, denn das Rheinland ist die Hochburg der Matronenverehrung in Europa (neben Oberitalien und in weitaus geringerem Umfang in Gallien und Britannien,

40 Kuhn –*acum*-Namen S. 392, Derks Weeze S. 103.

41 Breuer S. 55.

42 Breuer S. 528.



Weyer bei Mechernich, Eifel:

Weihstein des Lucius Caldinius Firminus an die Vaccalineischen Matronen.

siehe Karte S. 52) gewesen. Hier wiederum ist der Schwerpunkt des Kults im linksrheinischen Siedlungsgebiet der Ubier zwischen *Aachen*, *Bonn* und *Neuss* zu verorten,⁴³ hier hat man die meisten inschriftlichen römzeitlichen Weihungen an die immer durch drei Frauen dargestellte Göttinnendreiheit und die meisten bildlichen Darstellungen gefunden - und aus diesem Gebiet kennt man allein achtzig der bislang bekannten einhundert Beinamen der Göttinnen, die oftmals nur ein einziges Mal erwähnt sind. Es sind gerade diese Beinamen, die schon immer von größtem sprachwissenschaftlichen Interesse gewesen sind, weil sie sowohl auf germanische als auch keltisch/gallische und neuerdings sogar auf vorkeltische Wurzeln zurückgeführt werden. Da sie auf germanische Stammesnamen verweisen (z.B. *HAMAVEHAE* zum Volk der Chamaver), als auch mit alten Fluss- oder Flurnamennamen (*NERSIHENAE* zum Flussnamen *Niers*) und mit germanischen Baumnamen oder anderen Appellativen in Verbindung gebracht werden können, spielen auch sie für die frühe rheinische Siedlungsgeschichte mit ihrem komplizierten keltisch-gallisch-römisch-germanischen Geflecht seit langem eine wichtige Rolle, zumal die Stifter, die in den Weihinschriften genannt sind, sowohl - wenn auch latinisierte - gallische als auch römische und germanische Namen tragen.

Doch auch hier sind - wie bei den *acum*-Namen - gesicherte Herleitungen und Deutungen nicht immer einfach, ist doch schon die Herkunft des Matronenkults keineswegs gesichert; und auch wenn sich „auf historischer Seite die Einordnung als ‚ubische Stammesgöttinnen‘ im weitesten Sinne durchgesetzt hat,⁴⁴ wird in der Sprachwissenschaft auch die These diskutiert, ob die

germanischen Ubier nicht einfach die Namen von vorgefundenen keltischen Matronen adaptiert haben (und damit auch den Kult selbst). Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, wenn viele Herleitungen von Matronenbeinamen oder die aus ihnen abgeleiteten Ortsnamen (oder umgekehrt) einen arg spekulativen Charakter haben. Der Ortsname *Ossum* bei *Krefeld-Oppum* ist dafür ein Beispiel. 1863 fand man ganz in der Nähe bei Haus Gripswald (heute *Meerbusch*) die so genannten Gripswalder Matronensteine, von denen zwei der Matrone *OCTOCANNAE* gewidmet sind, einer Muttergöttin, die nur hier belegt ist. Schon bald wurde eine sprachliche Verbindung zwischen dem Ortsnamen *Ossum* und dem Matronenbeinamen angenommen⁴⁵, die auch heute noch in der landeskundlichen Literatur zu finden ist.⁴⁶

Wie weit hergeholt diese nur auf Lautähnlichkeit beruhende Ableitung allerdings ist, zeigt die Überlieferungsgeschichte des Ortes, der zuerst 1186 als *Osnam* belegt ist und über *Oyssenheim* (1314) und *Ossenheim* zu *Ossum* wurde. *Osnam* nun kann man sehr stringent aus mittelniederdeutschem *ham* (Zaun, Pferch) und altniederfränkischem *ohsso* (Ochse) erklären. Es wird sich also wohl ursprünglich um einen mittelalterlichen Rinderpferch und nicht um eine römzeitliche *villa* oder einen *vicus* (kleiner Ort mit Marktfunktion) gehandelt haben.⁴⁷ Eine schon lustig zu nennende Verbindungskonstruktion von Matronenkult und Ortsnamen kennt die rheinische Namenkunde aus *Müddersheim* bei *Vettweiß*. Auch hier wurden den lokal verehrten Muttergottheiten dezidierte Weihesteine gefunden. Aber nicht die hier nachgewiesenen

45 siehe Föhl S. 202.

46 Reichmann S. 78.

47 Derks Neuentdeckte Götter S. 340.

43 Neumann S. 438.

44 Beyer S. 171.

MATRONAE ARVAGASTAE sind es in diesem Fall, die für den Namen verantwortlich sein sollen, sondern der Kult an sich. Da man in *Müddersheim* nachweislich den Müttern gehuldigt habe, sei der Ortsname als „Heim der Mütter“ zu rekonstruieren. Denkt man diese Ableitung zu Ende, müsste bereits der fränkische Namengeber der Siedlung, der auf Grund der *heim*-Endung anzunehmen ist, die Matronensteine ausgegraben und die Weiheinschriften entziffert haben.⁴⁸

Schon weitaus weniger spekulativ ist der Zusammenhang von Göttinnen- und Ortsnamen beim Namen *Vettweiß*. Ganz in der Nähe des Ortes hat man in einem fränkischen Gräberfeld fünf Matronensteine gefunden, die bei den Setzungen sekundär verwendet worden waren und sich deshalb, wie die meisten der Weihesteine, nicht mehr an ihrem eigentlichen Kultort befanden. Das ursprüngliche Heiligtum dürfte jedoch in der Nähe, also durchaus auf dem Gebiet des modernen *Vettweiß* gelegen haben. Wenn dem so ist, könnten in den alten *Vettweißer* Namenformen *Wisse*, *Wisha* oder *Wys* (das Bestimmungselement *fett-* taucht erstmals 1545 in *Vettwys* auf) durchaus Reflexe der Beinamen der hier verehrten MATRONAE VESUNIAHENAE gesehen werden. Dazu wäre dann ein ursprünglicher *acum*-Name **Vesuniahenacum* zu rekonstruieren, der für das Grundwort in *Vettweiß* verantwortlich sein könnte. Allerdings müsste der Ortsname dann von der großen Gruppe der anderen Namen auf *-weiß* wie *Dürweiß*, *Moselweiß*, *Altweis* oder *Weisweiler* abgetrennt werden, die alle auf althochdeutsches *wih*s (Ansiedlung) zurückgeführt werden.⁴⁹

Vollends kompliziert wird es dann beim Ortsnamen *Jülich*, dem wohl bekanntesten *acum*-Namen im Rheinland. Sechs Kilometer entfernt von der Stadt hat man in *Titz-Münz* einen Matronenstein gefunden, der als Spolie in der dortigen Kirche verbaut war. Er ist den Muttergöttinnen JULINEIHAE gewidmet und damit ein eindeutiger Beleg für das parallele Vorkommen eines römzeitlichen Namens sowohl als Bezeichnung für einen Ort als auch für eine Matrone. Somit könnte der Name der Göttin auf den Ort deuten, in oder bei dem ihr Kultplatz gelegen war, mehr als vermuten kann man dies aber nicht. Wahrscheinlicher ist, dass es neben dem belegten *Juliacum* in römischer Zeit eine Namensdublette gegeben hat, die **Juliniacum* oder **Julinicum* gelautet haben mag und direkt auf den Matronennamen bezogen war.⁵⁰

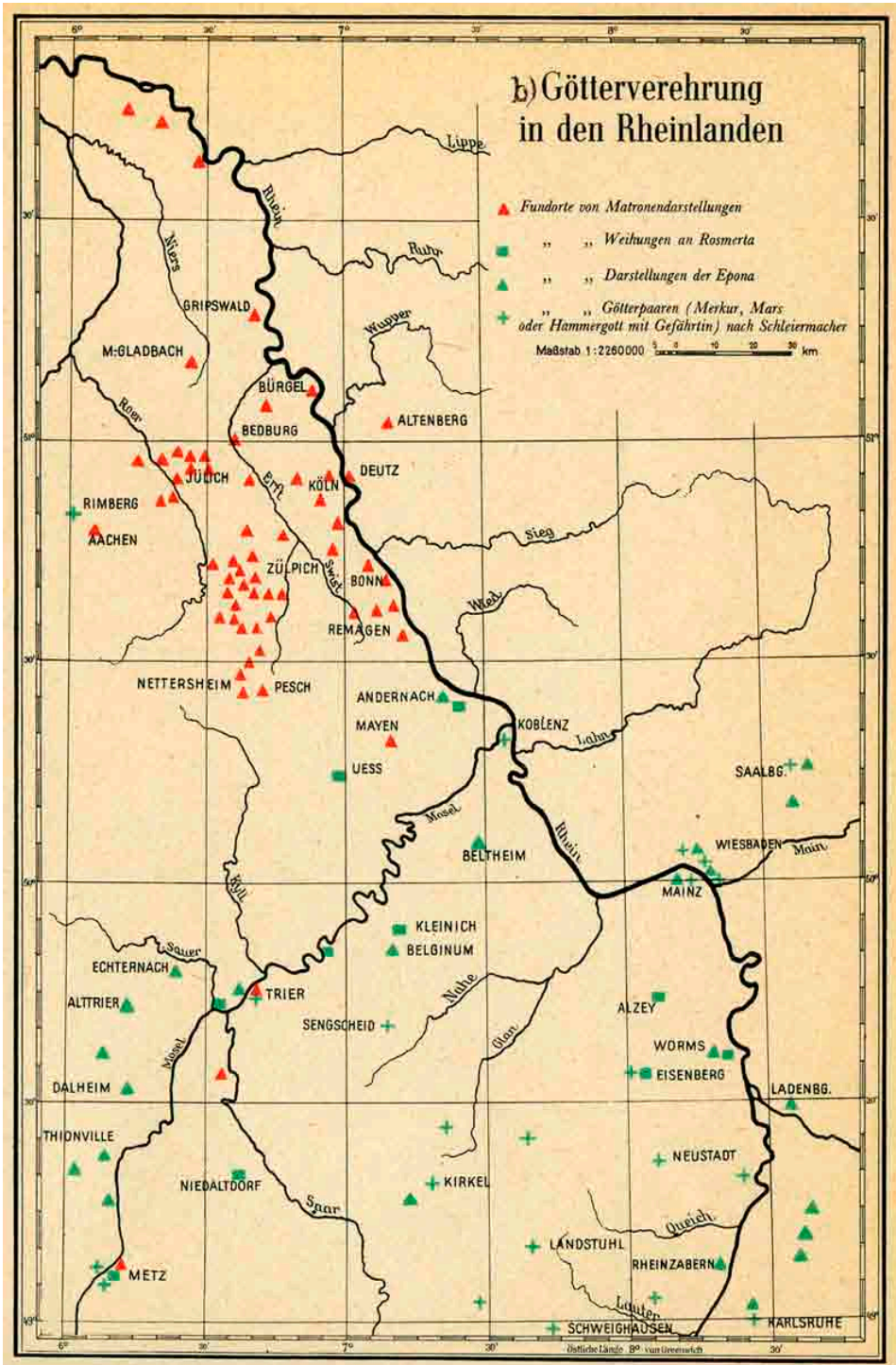
Ähnlich verhält es sich mit dem Ortsnamen *Elvenich* bei *Euskirchen* und dem Wüstungsnamen *Elpenich* bei *Titz*. Beide werden als *ich*-Namen auf *acum*-Orte zurückgeführt, für ersteren wird **Albinacum*, für letzteren **Elpinacum* oder ebenfalls **Albinacum* angenommen (als „Landgut des *Albinus*“ gedeutet, wie immer mit den üblichen Überlieferungsproblemen). Nun sind in *Elvenich* Weihealtäre der Matrone ALBIAHENAE gefunden worden, deren Name gleich viermal belegt ist. Auch hier ist die Ähnlichkeit evident und lässt nur den Schluss zu, dass in dem Matronennamen der ursprüngliche Ortsname aufscheint.⁵¹ Damit wäre umgekehrt gleichzeitig auch der erschlossene *acum*-Name gesichert, was wiederum deutlich macht, wie wichtig die Namen der Göttinnen für die rheinische Namenkunde sind.

48 diese schöne Volksetymologie wird erzählt von Breuer S. 551.

49 siehe dazu Breuer S. 560/56, Beyer S. 185, Kuhn Germanische Wanderungen S. 307, Vennemann S. 281.

50 Breuer S. 199, Beyer S. 183.

51 Vennemann S. 273, Breuer S. 184 und 199.



Karte: Weisgerber, in: *Geschichtlicher Handatlas*, Kartenteil S. 10.

Wenn in diesen Matronennamen tatsächlich die Namen der frühen rheinischen Siedlungsplätze zu erkennen sind, wenn in ihnen alte Flussnamen aufscheinen können wie möglicherweise in NERSIHENAE (zum Gewässer *Niers*) oder MASANAE (zum Gewässernamen *Maas*), dann stellt sich die Frage, ob dies grundsätzlich für alle bekannten Namen der rheinischen Muttergöttinnen gilt? Und in der Tat ist diese These in der Vergangenheit mehrfach formuliert worden. Ihr radikalster Vertreter ist Theo Vennemann, der deshalb als Grundwörter für die Erklärung der göttlichen Beinamen ausschließlich gallo-römische Siedlungsbezeichnungen gelten lässt, die wiederum auf sehr alte, zum Teil sogar vor-indogermanische Gewässernamen zurückgehen sollen.⁵²

Eine Konsequenz dieses Ansatzes ist, dass man jedem Matronennamen einen Ortsnamen zuordnen können müsste – und genau das hat Brigitte Beyer für eine große Zahl der im Rheinland bekannten und belegten Muttergöttinnen in Anlehnung an Vennemann versucht. Hier ein Auszug ihrer Zuordnungen gekürzt in Listenform:

ALAFERHUIAE aus *Eschweiler-Fronhoven* zu

**Alafercum* = *Verken* (bei *Eschweiler*)

ALAPIERHUIAE aus *Inden-Lamersorf* zu

**Alaperhuum/Perhuinum* = *Pier*

AMNESAHENAE aus *Bergheim-Thorr* zu

**Amnesacum* = *Embt*

AUSTRIAHENAE aus *Morken-Harff* zu

**Austriacum* = *Oestrich* (bei *Erkelenz*)

CUCHENEHAE aus *Zülpich-Merzenich* zu

**Cucenicum* = *Kuchenheim*

GABIAE (Funde ungesichert) zu

Gabicum*/Gabiacum* = *Geich* oder *Geuenich*

GESAHENAE aus *Titz-Rödingen* zu

**Gesacum* = *Giesendorf*

GRATICHIAE aus *Euskirchen* zu

**Gratic(in)-um* = *Gartzten* (8 km entfernt von *Euskirchen*)

ULAUHINEHAE aus *Zülpich-Geich* zu

**Aubinum* = *Euenheim*⁵³

Anzumerken dabei ist, dass die Weihesteine in den seltensten Fällen in den entsprechenden Orten aufgefunden wurden. Zwar ist die spätere Verschleppung der Steine nicht ungewöhnlich, sie macht die Zuordnung zu Siedlungen, die zum Teil bis zwanzig Kilometer vom Fundort entfernt liegen, jedoch zusätzlich unsicher. Dies und die lediglich auf Lautähnlichkeiten beruhenden Ableitungen zeigen, auf „wie dünnem Eis wir uns bei der Interpretation der überlieferten Beinamen bewegen.“⁵⁴ Deshalb sind die Herleitungen, die sich ausschließlich auf Siedlungsnamen berufen, bis heute umstritten geblieben.

Damit muss die Ausgangsfrage auch in diesem Fall offen bleiben: Können die Beinamen der Matronen sicheren Aufschluss geben über den Ablauf der antiken Siedlungsgeschichte im Rheinland? Sie können es nur zum Teil. Wir wissen nicht genau, welche Kulte im einzelnen im Rheinland an Ort und Stelle entstanden sind, welche Muttergöttinnen von zugezogenen römischen oder gallischen Soldaten importiert wurden, und wir können in vielen Fällen über die sprachliche Herkunft nur spekulieren. Sicher ist jedoch, dass viele der Matronennamen nicht keltischen oder römischen, sondern eindeutig germanischen Ursprungs sind. Das gilt z.B. für einen Namen, der erst 1998 auf einem Votivstein in *Iversheim* bei *Münstereifel* gefunden wurde. Er trägt eine Widmung an die MATRONIS CELAPAVTHARABVS. Wenn man den Namen seiner Dativ-Endung entkleidet, wird er wohl *KELAPA-

⁵³ alle Belege aus Beyer.

⁵⁴ Beyer S. 186.

⁵² Vennemann S. 273, Neumann S. 440.

UTARA gelautet haben. Er wird als „Tümpel in einer Schlucht“ gedeutet, aus einem germanischen Substantiv *kelon (althochdeutsch *kela*, neuhochdeutsch Kehle, Gurgel, wie in dem Ortsnamen *Kehlheim*) und einem auf die Urform *pauta zurückgehendem Substantiv *pot* (Senkung, Mulde), das wir heute noch in dem Ortsnamen *Hugenpoet* bei *Essen* finden. Damit handelt es sich in diesem Fall wohl um Matronen, die eine Viehtränke beschützt haben. Andere Beinamen, die wohl sicher germanische Wurzeln haben, sind VETRANEHAE (siebenfach genannt bei *Wollersheim*, wohl zu germanisch *watar Wasser), AUFLIAE (zweimal im Raum *Köln* erwähnt, zu angelsächsisch *afol* Kraft), ETRAHENAE (bei *Rödingen*, zu einem Substantiv *etral***aitra* schwellendes Wasser, das sich häufig in Bachnamen findet) oder die niederrheinische FACHINE(I)HAE, die wohl zu einem mehrfach angenommenen Flurnamen *Fachina (zu *fako Fischwehr) gehört.

Selbst germanisch-gallische Mischformen sind bekannt. Der in *Köln* belegte Beiname MEDIOTAUTEHAE, der aus zwei gallischen Wörtern besteht (zu übersetzen als „Mitte des Landes“), hat den germanischen Diphthong /au/ statt des eigentlich zu erwartenden keltischen /ou/, und die Matrone AMBIOMARCAE („zu beiden Seiten der Grenzen wohnend“) aus *Deutz* zeigt als zweites Wortglied im Beinamen den germanischen Stamm *marka-* (Marken, Grenze) statt des gallischen *brog-*. Diese Mischformen sind nur so zu erklären, dass ursprünglich germanische Matronennamen später „gallisiert“, dabei allerdings Elemente der alten Namensform beibehalten wurden.⁵⁵

Dies zeigt wiederum, wie gefährlich es ist, aus gallorömischen Namen auf eine keltisch/gallische Siedlungsgeschichte zu schließen.

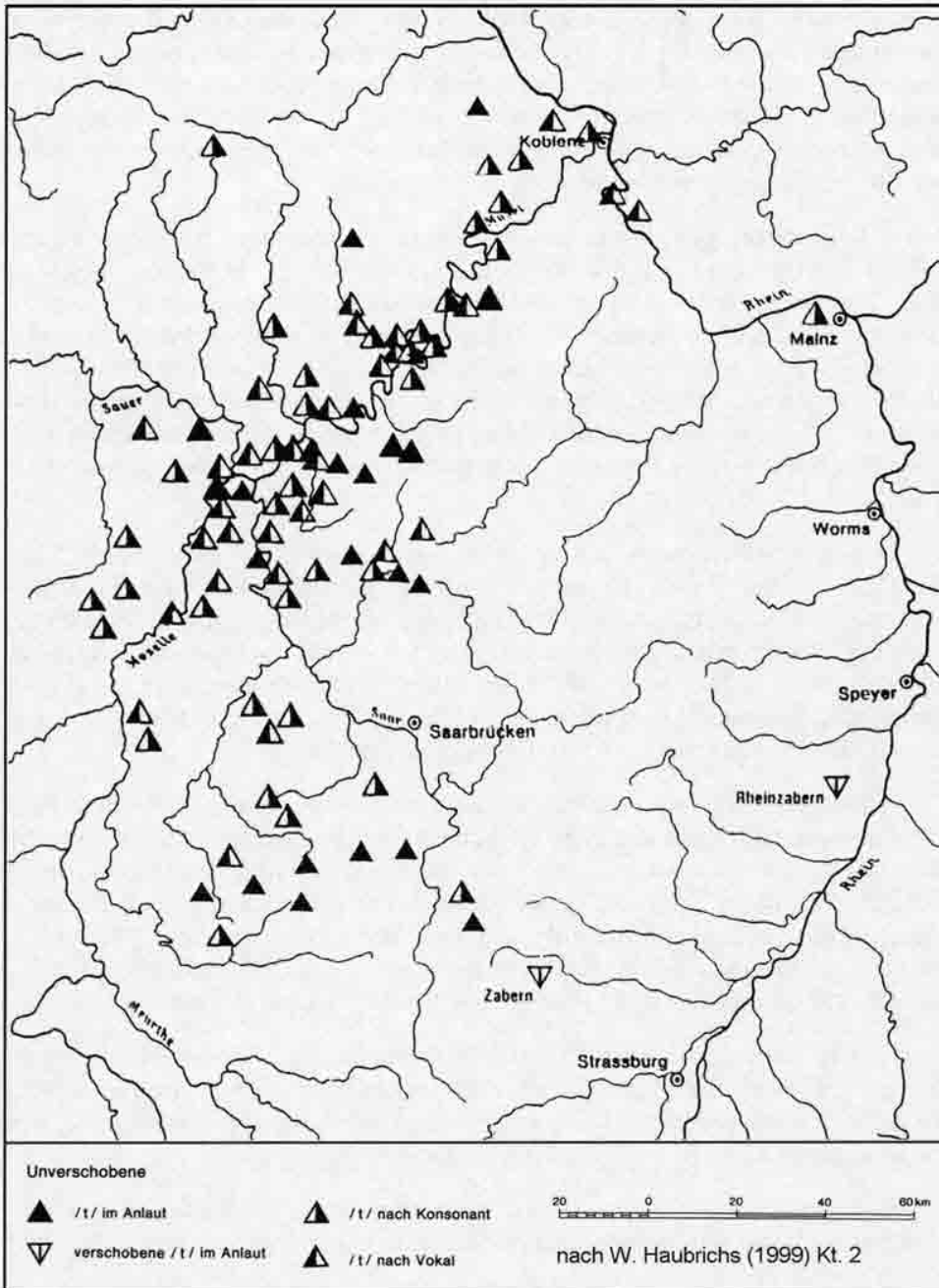
Andererseits demonstriert dieses Beispiel, das ubische Matronenverehrer voraussetzt, die die Beinamen ihrer Muttergöttinnen den gallischen Sprachgewohnheiten angepasst haben, aber auch sehr eindringlich, wie die Ergebnisse namenkundlicher und sprachwissenschaftlicher Forschung zur Siedlungsgeschichtsschreibung beitragen können.

Moselromanische Ortsnamen

Dies gilt in ganz besonderem Maße auch für die sogenannte „Moselromania“, ein gallorömisches Reliktgebiet im nachrömischen, fränkischen Siedlungsraum an der Mosel, das eigentlich erst durch namenkundliche Analysen in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts „entdeckt“ wurde. Hier, im Dreieck *Andernach-Bingen-Trier*, haben offensichtlich bis ins Mittelalter Menschen gelebt, die sich in ihrer Sprache deutlich von den eingewanderten Franken unterschieden. Sprachwissenschaftler sind dieser ehemaligen Sprachinsel auf die Spur gekommen durch ungewöhnliche Flur- oder Ortsnamen, die sich nicht in das zu erwartende ortsnamenkundliche Schema im Rheinland einordnen ließen. Bereits im Jahr 1909 hatte der damalige Bürgermeister von *Wadern* nach der Lektüre alter Flurkarten gefolgert: „Diese Erscheinung lässt sich doch bloss so erklären, dass hier in der Eifel die Germanen Neuland gefunden hatten, während an der Mosel und in dem fruchtbaren Gelände bei Wittlich eine starke romanische Bevölkerung nicht nur die Stürme der Völkerwanderung überdauert, sondern auch noch weit in die deutsche Zeit ihr Volkstum bewahrt hatte.“⁵⁶ Aber es dauerte dann über fünfzig Jahre, bis die Sprachwissenschaft systematisch Beweise für eine gallisch-roma-

⁵⁵ alle Beispiele aus Neumann S. 439

⁵⁶ zitiert nach Post *Zur Geschichte* S. 3.



Karte von W. Haubrichs

Aus: *Post, Zur Geschichte* S. 15.

nische Siedlungskontinuität an Mosel und Mittelrhein zusammenzutragen begann. Mittlerweile sind diese Beweise erdrückend. Sie werden abgeleitet aus den Flur-, Gewässer- und Ortsnamen der Region als auch aus dem Wortschatz der örtlichen Mundarten sowie aus dem Fachwortschatz der Winzer. Einer dieser Nachweise illustriert geradezu beispielhaft, welche Rolle lautgeschichtliche Gesetzmäßigkeiten bei dieser Spurensuche spielen können. Bekanntlich hat die so genannte zweite Lautverschiebung in der Zeit zwischen dem 5. und 8. Jahrhundert die ursprünglichen germanischen Konsonanten *p*, *t* und *k* je nach Position im Wort zu den Affrikaten *pf*, *ts* (*z*) und *kch* oder den Frikativen *f*, *s* und *ch* verschoben. Dieses Wissen kann man durchaus zu chronologischen Bestimmungen nutzen. So kann man z.B. erschließen, dass die Lehnwörter *Ziegel* (aus lateinisch *tegula*) oder *Pfeil* (aus lateinisch *pilum*) schon vor dem 5. Jahrhundert eingebürgert gewesen sein müssen (sonst wären sie nicht verschoben worden), die Wörter *Tafel* (aus lateinisch *tabula*) oder *Petersilie* (aus lateinisch *petrosilium*) dagegen erst nach der zweiten Lautverschiebung als Fremdwörter übernommen sein können, da sie von den Lautveränderungen nicht mehr betroffen sind.⁵⁷ Analog kann man auch mit Ortsnamen im Rheinland verfahren. Der schon erwähnte *acum*-Name *Tolbiacum* (Zülpich) erscheint deshalb zuletzt im 9. Jahrhundert als *Tulpiacensi*, um dann „pünktlich“ um 975, also nach der durchgeführten Lautverschiebung, als *Zulbiche* in den Quellen aufzutauchen. Ähnliches gilt auch für den Ortsnamen *Zabern* (später zu *Rheinabern*), der auf lateinisches *taberna* (Taverne, Krämerladen) zurückgeht und wie zu erwarten um 1000 erstmals als *Zabrena* erwähnt wird.

Ganz anders dagegen hat sich der Ortsname

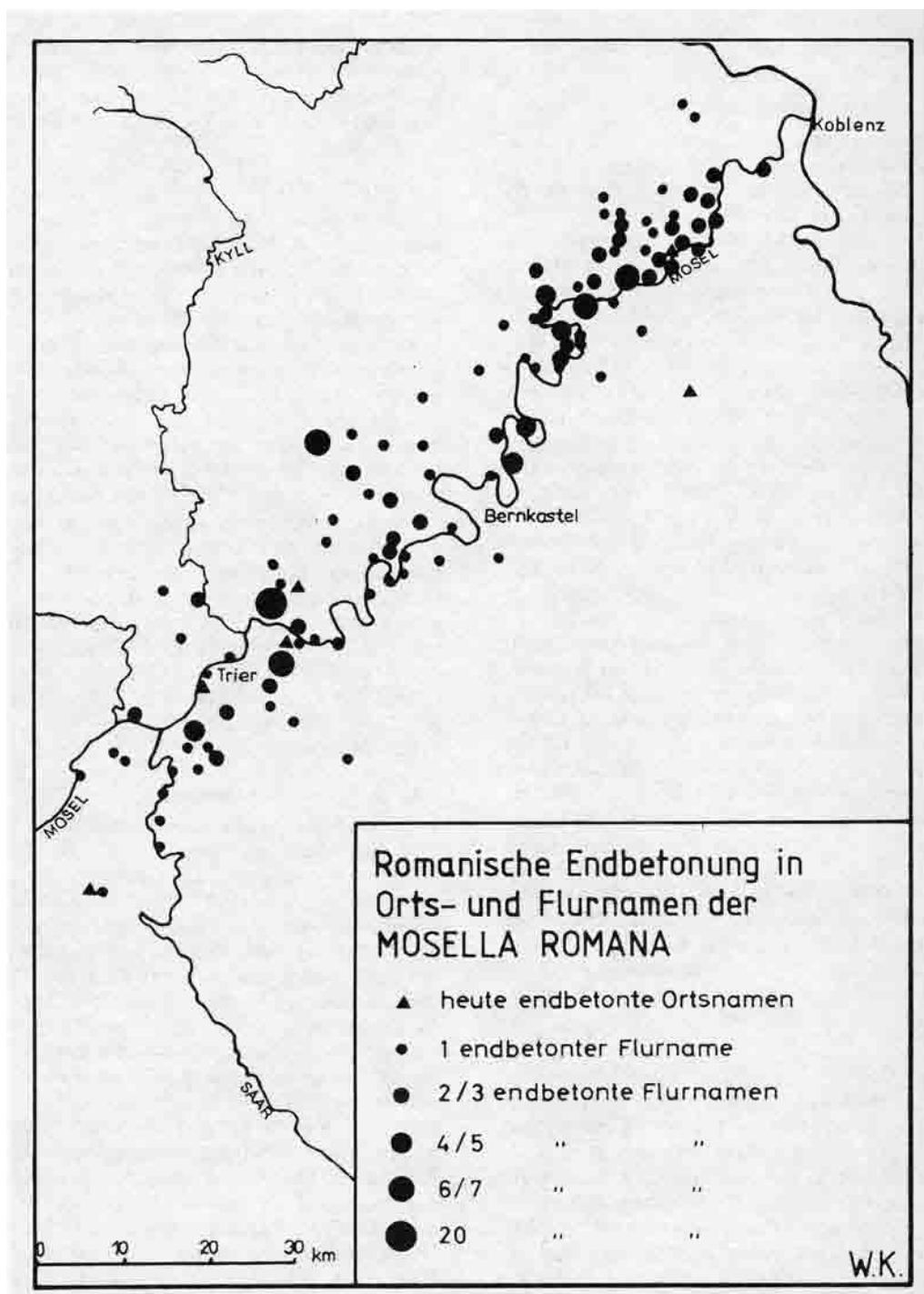
⁵⁷ Post Zur Geschichte S. 12.

Tawern im heutigen Kreis *Trier-Saarburg* entwickelt, der ebenfalls auf römisches *taberna* zurückgeht. Das auffällige Fehlen des Lautverschiebungsmerkmals kann nur damit schlüssig erklärt werden, dass zum Zeitpunkt der Lautverschiebung in der Region noch nicht deutsch gesprochen wurde⁵⁸ und die damalige Sprechergemeinschaft deshalb nicht an dem in den germanischen Sprachen üblichen Lautwandel beteiligt war. Wenn dem so war, dann müssten allerdings auch andere Ortsnamen unverschobene Konsonanten enthalten. Und in der Tat hat man davon eine verblüffende Anzahl gefunden, die sich im Saar- und Moseltal wie in einer ununterbrochenen Kette aneinanderreihen (siehe Karte S. 55). Beispiele für Ortsnamen mit fehlender *t*-Verschiebung sind *Thomm* im Kreis *Trier-Saarburg* (wohl zu lateinisch *tumba* (Hügel)), *Tarforst* bei *Trier* (wohl zu romanisch **Cent arbors* (hundert/viele Bäume)), *Tellig* bei *Zell* oder *Tholey* im Landkreis *St. Wendel* (aus **Teguleiu*, zu lateinisch *tegula*). Auch weit verbreitete Flurnamen belegen den Befund, so zum Beispiel *Planter* oder *Plenter* (aus lateinisch *plantarium* „Pflanzung“), die in der Eifel und an der Ahr durchgängig *Plenzer* lauten, an der Mosel und in Lothringen jedoch ausschließlich mit unverschobenem *t* zu finden sind.⁵⁹

Doch damit nicht genug. Neben den unterbliebenen Verschiebungen im Konsonantismus gibt es auch im Vokalismus eine Reihe von Belegen für die Annahme, dass in den Flusstälern von Saar und Mosel und teilweise des Rheins noch lange nach der fränkischen Landnahme romanisch sprechende Bewohner ein sprachliches Insel-dasein geführt haben müssen. Das wohl

⁵⁸ Beispiele aus Post Zur Geschichte S. 14. und Haubrichs Sprachbeziehungen S. 255.

⁵⁹ Beispiele aus Post Zur Geschichte S. 14 und Haubrichs Sprachbeziehungen S. 255.



Karte von Wolfgang Kleiber.
 Aus: Kleiber, *Die Flurnamen* S. 2136.

sprechendste Beispiel sind die fehlenden Primär- und Sekundärumlaute, die ebenfalls ein Chronologiekriterium sind. Beide Erscheinungen, bei denen zuerst ursprüngliches *a* zu *e* und etwas später dann auch *o/u* zu *ö/ü* (vor *i* und *j* in der Folgesilbe, also z.B. bei den vielen *iacum*-Namen) umgelautet wurden, datieren in das 8. und 9. Jahrhundert. Beispiele für diese Lautentwicklung sind die schon mehrmals erwähnten Ortsnamen *Jülich* (aus *Juliacum*) oder *Zülpich* (aus *Tolbiacum*). Bei Trier finden sich dagegen die Ortsnamen *Zalzich* (aus **Saltiacum*), der heute „eigentlich“ **Selzich* heißen müsste, *Konz* (aus *Contoniacum*) und *Lorich* (aus **Lauriacum*), an der Mittelmosel kennen wir *Bruttig* (aus **Protiacum*) und *Budnich* (aus **Bodeniacum*), an der Saar *Gronig* (aus **Croniacum*) und *Kortel* (zu *cortile*) und aus der Südeifel *Kollig* (aus **Colliacum*), die allesamt kein *ü* oder *ö* aufweisen.⁶⁰ Das bedeutet nichts anderes, als dass die „deutsch“ sprechenden Franken diese Ortsnamen erst nach dem Ende des 9. Jahrhunderts übernommen haben können, andernfalls hätten sie einem Umlaut aufweisen müssen.

Ein letztes und wiederum sehr eindrucksvolles Beispiel für das lange Bestehen einer gallisch-romanischen Kolonie an der Mosel sind die Betonungsverhältnisse bei den dortigen Orts- und vor allem Flurnamen. Das Germanische unterscheidet sich vom Romanischen unter anderem auch durch die sogenannte Stammsilbenbetonung, die selbst Lehnwörter betrifft, die im Romanischen die dort übliche Endbetonung zeigen: Fenster statt lateinisch *fenéstra*, Keller statt lateinisch *cellárium*. Im Moselraum jedoch „massieren sich Orts- und Flurnamen romanischer Herkunft, die noch endbetont sind.

Ortsnamen wären: *Bekónd*, *Kastelláun*, *Kattenés*, *Riól*, *Viánden*, *Lassérg*, *Oléwig*, *Tawérn*, *Wadrill*, dazu Beispiele von Flurnamen wie *Predéll*, *Schartéll*, *Krabáun*, *Schalldáun*, *Caséll*, *Funatanéll* usw.“⁶¹ In den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts konnten bei einer Erhebung in 254 Moselorten noch über 200 Flurnamen kartiert werden, die von den Menschen dort auf diese Weise ausgesprochen wurden (siehe Karte S. 57). Auch dieses Überleben der altertümlichen Betonungsverhältnisse deutet auf einen sehr späten Sprachwechsel vom Romanischen zum Germanischen hin.

Fazit

Die Entdeckung der Moselromania ist ein sprachwissenschaftliches Kabinettstück, da hier Siedlungsgeschichte nicht auf der Basis archäologischer oder historischer Forschungen, sondern allein aus sprachlichen Überresten rekonstruiert wurde. Es ist eine faszinierende Vorstellung, dass an der Mosel eine gallisch-römische Bevölkerung noch lange nach der fränkischen Landnahme inmitten einer germanisch sprechenden Umgebung unbehelligt lebte und – so ist zu vermuten – dem Weinbau nachgehen konnte, eine Vorstellung, die allein in sprachwissenschaftlichen Überlegungen gründet. Eindrücklicher können die Möglichkeiten von namenkundlichen Analysen nicht demonstriert werden. Für das Gebiet der Moselromania kann also die Ausgangsfrage, ob Orts- und Flurnamen Aufschluss über die Siedlungsgeschichte eines Raums geben können, ohne jede Einschränkung positiv beantwortet werden. Das können sie sicherlich auch in den anderen hier vorgestellten Namenlandschaften. Allerdings sind in die-

⁶⁰ Beispiel nach Post Zur Geschichte S. 16 und Haubrichs Romanen S. 400ff.

⁶¹ Post Zur Geschichte S. 17.

sen Fällen die Hinweise, die sie dem Forscher liefern, keineswegs immer eindeutig, im Gegenteil können sie sogar in die Irre führen, wie die immer noch andauernde Keltenebeisterung zeigt. *Acum*-Namen sind beredte Zeugen einer wechselvollen Siedlungsgeschichte, aber sie taugen zumindest im Rheinland ohne begleitende archäologische Funde sicher nicht als ethnischer Beweis für eine keltisch-gallische Besiedlung.

Das gleiche gilt für die Matronennamen. Die Matronen und ihr Kult mögen dunkle, in der keltischen Geschichte verborgene Wurzeln haben, ihre Namen können dafür allerdings nicht als Beleg herangezogen werden. Sie sind vielmehr Zeugnis für eine sehr vielschichtige Siedlungsgeschichte; weshalb von ihnen abgeleitete Ortsnamen auch wiederum nur mit größter Vorsicht als ethnischer Beweis betrachtet werden dürfen.

Allerdings sollte eines deutlich geworden sein: Das Rheinland ist tatsächlich, wie in der Einleitung behauptet, eine äußerst facettenreiche und interessante Ortsnamenslandschaft. In ihr finden sich vielfältige Spuren der Siedlungsgeschichte. Die Spurensuche selbst ist interessanter als jedes moderne Geocaching, jedoch genau wie diese moderne Freizeitbeschäftigung mit vielen Fallstricken belegt, die oft vom Weg abführen.

Literatur

- Bach, Adolf: Deutsche Namenkunde II. Die deutschen Ortsnamen 1 und 2., Heidelberg 1953.
- Bach, Adolf: Zur Frankonisierung des deutschen Ortsnamenschatzes. In: ders.: Germanistisch-Historische Studien. Gesammelte Abhandlungen. Hrsg.: Heinrichs, Heinrich M./ Schützeichel, Rudolf, Bonn 1964, S. 750-764.
- Bayer, Walter: Zu Ursprung und Bedeutung des Namens Dormagen/DURNO-MAGUS. In: Beiträge zur Namenforschung (Neue Folge) 27 (1992), S. 344-349.
- Berger, Dieter: Duden. Geographische Namen in Deutschland. Herkunft und Bedeutung der Namen von Ländern, Städten, Bergen und Gewässern. 2. Aufl. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich 1999.
- Beyer, Brigitte: Wer beschützte die Ubiere? Römische Matronennamen und ihre Beziehung zu Ortsnamen. In Büren/Fuchs, S. 171 – 188.
- Büren, Guido v./Fuchs, Erwin (Hrsg.): Jülich. Stadt – Territorium – Geschichte. Festschrift zum 75jährigen Jubiläum des Jülicher Geschichtsvereins 1923 e.V. (Jülicher Geschichtsblätter. Jahrbuch des Jülicher Geschichtsvereins 67/68), Jülich 1999/2000).
- Debus, Friedhelm/Schmitz, Heinz-Günter: Überblick über Geschichte und Typen der deutschen Orts- und Landschaftsnamen. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, hrsg. von Werner Besch/Anne Betten/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger. 4. Teilband, Berlin/NewYork 2004, S. 3468-3514.
- Derks, Paul: Der Siedlungsname Rheingebirg. Ein Widerwort. In: Der Niederrhein 74 (2007), S. 61-65.
- Derks, Paul: Die Siedlungsnamen der Gemeinde Weeze am Niederrhein. Sprachliche und geschichtliche Untersuchungen. Mit

einem Ausblick nach Geldern und Goch. (Schriftenreihe der Gemeinde Weeze 1), Weeze 2006.

Derks, Paul: Neuentdeckte Götter am Niederrhein. Zum Heiligtum in Krefeld-Elfrath. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 55 (1991), S. 331-349.

Föhl, Walther: Ossum im Lande Linn. In: Heimatbuch des Landkreises Kempen-Krefeld 20 (1969), S. 202-206.

Geschichtlicher Handatlas der Deutschen Länder am Rhein – Mittel- und Niederrhein. Im Auftrag des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität zu Bonn bearb. v. Josef Niessen, Köln 1950.

Graffmann, Eberhard: Zur Geschichte des Namens Jülich. In: Büren/Fuchs, S. 357-366.

Guthausen, Karl: Die Siedlungsnamen des Kreises Schleiden. Unter Mitwirkung von Ralf Bergmann und Heinrich Dittmaier. (Rheinisches Archiv 63), Bonn 1967.

Halfer, Manfred: Die Flurnamen des oberen Rheintals. Ein Beitrag zur Sprachgeschichte des Westmitteldeutschen. (Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung 12), Stuttgart 1988.

Haubrichs, Wolfgang: Romanen an Rhein und Mosel. Onomastische Reflexionen. In: Deutsche Sprache in Raum und Zeit. Festschrift für Peter Wiesinger zum 60. Geburtstag (Hrsg.: Peter Ernst und Frank Patocka), Wien 1988, S. 379-413.

Haubrichs, Wolfgang: Römisch-Germanische Sprachbeziehungen. In: Reallexikon

der Germanischen Altertumskunde, Bd. 25, Berlin/New-York 2003, S. 251-258.

Joachim, Hans-Eckart: Die Eburonen – Historisches und Archäologisches zu einem ausgerotteten Volksstamm caesarischer Zeit. In: Büren/Fuchs S. 157 – 170.

Kaspers, Wilhelm: Die Ortsnamen der Dürener Gegend in ihrer siedlungsgeschichtlichen Bedeutung. (Beiträge zur Geschichte des Dürener Landes 5), Düren 1949.

Kaspers, Wilhelm: Die –acum-Ortsnamen des Rheinlands, Halle/Saale 1921.

Kaufmann, Henning: Gibt es in den Rheinlanden rechtsrheinische Acum-Namen? In: Rheinische Vierteljahrsblätter 38 (1974), S. 32- 53.

Kaufmann, Henning: Die Namen der rheinischen Städte, München 1973.

Kleiber, Wolfgang: Die Flurnamen. Voraussetzungen, Methoden und Ergebnisse sprach- und kulturhistorischer Auswertung. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, hrsg. von Werner Besch/Anne Betten/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger, Band 2.2, Berlin/New York 1985, S. 2130-2141.

Kuhn, Hans: Die –acum-Namen am Rhein. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 39 (1975), S.391-395.

Kuhn, Hans: Das Rheinland in den germanischen Wanderungen. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 37 (1973), S. 276-314.

Neumann, G.: Matronen. In: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 19.

Band, Berlin/New York 2001, S. 438-440.

Post, Rudolf: Romanische Entlehnungen in den Westmitteldeutschen Mundarten. Diatopische, diachrone und diastratische Untersuchungen zur sprachlichen Interferenz am Beispiel des landwirtschaftlichen Sachwortschatzes. (Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung 6), Wiesbaden 1982.

Post, Rudolf: Zur Geschichte und Erforschung des Moselromanischen. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 68 (2004), S. 1-35.

Reichmann, Christoph: Das neuentdeckte Heiligtum in Krefeld-Elfrath. In: Der Niederrhein 56 (1989), S. 77-84.

Schwarz, Ernst: Deutsche Namenforschung. II. Orts- und Flurnamen, Göttingen 1950.

Sweetsir, Sabine: Budberg und Rheinberg feiern die erste urkundliche Erwähnung vor 1000 Jahren. In: Kreis Wesel, Jahrbuch 2003, S. 20-29.

Vennemann, Theo gen. Nierfeld: Die ubischen Matronae Albiahenae und der keltorömische Mercurius Cimiacus. Mit einem Anhang über den Weißenburger Mercurius Pro[i]tium. In: Beiträge zur Namenforschung, Neue Folge 28 (1993), S. 271-300.

Verhart, Leo: Op zoek naar de Kelten. Nieuwe archeologische ontdekkingen tussen Noordzee en Rijn, Utrecht 2006.

„Rheinischer Adel“ und „Allerweltsname“

Schmitz im Rheinland

von Georg Cornelissen

Schmitz auf Platz 20

Natürlich steht *Schmitz* im Rheinland nicht auf Platz 20 unter den am häufigsten vorkommenden Familiennamen. Innerhalb Deutschlands aber rangieren 19 andere Namen vor Schmitz. Auf den Plätzen 1 – 10 sind etwa zu finden: 1. *Müller* (einschließlich *Mueller*), 2. *Schmidt*, 3. *Schneider*, 4. *Fischer*, 5. *Meyer*, 6. *Weber*, 7. *Schulz*, 8. *Wagner*, 9. *Becker* sowie 10. *Hoffmann*.¹ Im Rheinland rückt *Schmitz* viel weiter nach vorn.

Verbreitung des Namens

Schmidt ist in Deutschland also der zweithäufigste Familienname. Vergleichsweise seltener, aber immer noch mit großen Belegzahlen kommen die Namen *Schmid*, *Schmitt* und *Schmitz* innerhalb der Bundesrepublik vor. Alle vier Namen gehen auf den „Schmied“ zurück, wobei das rheinische *Schmitz* wegen seines Wortausgangs auffällt (siehe unten).

Die Karten im „Deutschen Familienamenatlas“² zeigen sehr genau, wie sich

¹ S. Kunze 2004, S. 198.

Schmitz im Raum verteilt: Der Name ist im Westen Deutschlands beheimatet, kommt hier im westlichen Münsterland und am unteren Niederrhein mit einiger Häufigkeit vor, ist allerdings besonders stark zwischen südlichem Niederrhein und Mosel. In Köln und anderswo im Rheinland wird *Schmitz* auch schon mal „rheinischer Adel“ genannt – im Scherz natürlich. Eine andere Bezeichnung für einen häufig vorkommenden Familiennamen wäre „Allerweltsname“.

Die „Kölnische Rundschau“ veröffentlichte über Jahrzehnte Cartoons, in deren Mittelpunkt ein schnauzbärtiger, mit schwarzem Sakko, gestreifter Hose und einer Fliege bekleideter *Herr* aus Köln stand, der die Zigarren liebte. Es war, wie der Balkeneinblendung zu entnehmen war, *Der Herr Schmitz*. Er sprach Kölsch (siehe Abb. S. 64).³ Weder Zigarre noch Fliege machten ihn zu einem Kind der Domstadt, die unverwechselbaren Attribute waren vielmehr seine Sprache und sein Name. Der Mann hatte *Schmitz* zu heißen und Kölsch zu sprechen.

Die rheinische Variante *Schmitz* ist der

² S. Deutscher Familienamenatlas 2011, S. 328-343.

³ Der Sommer-Cartoon stand am 23. 6. 1987 in der Kölnischen Rundschau. Die Zeichnungen wurden auch in drei Büchern publiziert (siehe ALEKS im Literaturverzeichnis).

grammatischen Form nach ein Genitiv. Damit gehört der Name in eine Gruppe mit *Jakobs* oder *Peters*, nur dass im Falle von *Schmitz* eine Berufsbezeichnung den Ausgangspunkt für die Namengeschichte bildet, während bei *Jakobs* und *Peters* natürlich ein Rufname als Kern des heutigen Familiennamens dient: *Jakob* + Genitiv-*s* > *Jakobs*, *Peter* + *-s* > *Peters*. Das *-z* in *Schmitz* ist also „eigentlich“ ein *-s*, das hier aber als *-z* auftaucht – was dem vorausgehenden *t* zu verdanken ist. *Schmitz* schließt sich damit der orthographischen Reihe *Blitz*, *Schlitz*, *Witz* an. Andere im Rheinland vorkommende Familiennamen auf *-tz* sind *Artz*, *Huppertz*, *Lambertz*, *Robertz* und viele andere mehr.

Schmitz in Neuss

Neuss liegt in dem Gebiet, in dem die Träger und Trägerinnen des Namens heute in beinahe jeder Straße wohnen dürften. Eine Auswertung des Telefonbuches ergab folgende Häufigkeiten:⁴

| | |
|----------------|-----|
| Neuss | |
| <i>Schmitz</i> | 434 |
| <i>Schmidt</i> | 238 |
| <i>Schmitt</i> | 29 |
| <i>Schmid</i> | 13 |
| <i>Smeets</i> | 3 |
| <i>Smith</i> | 3 |
| <i>Schmit</i> | 2 |
| <i>Smits</i> | 1 |

Alle anderen Namen, von *Schmidt* (238) bis *Smits* (1) zusammengenommen, reichen also nicht im Entferntesten an *Schmitz* (434) heran.

⁴ Telefonbuch von 2006/2007. Nicht einbezogen wurden Mehrfach- und Firmennennungen. Mit Dank an Janine Overmann und Sonja Klaverkamp für die Mithilfe beim Auszählen.

Für Neuss existiert eine interessante Quelle des 16. Jahrhunderts, die nahelegt, dass sich die Namenwelt seitdem doch noch stark verändert hat. Es handelt sich um die von Hanns Merckens edierte Liste Neusser Einwohner und Einwohnerinnen, die meisten erfassten Personen sind Neubürger und Neubürgerinnen. Wer die Geschichte des Namens *Schmitz* untersuchen wollte, stieße in dieser Liste auf folgende Belege (in Klammern: Jahr der Nennung):⁵

Smith, Aloff (1573), ein Neubürger von Lanck
Smitt, Johannes (1507)
Smitt, Werner (1569), Neubürger
Smitt, Wilhelm (1575), Neubürger
Smitt, Johann (1578), ein Neubürger von Urdingen (Krämer von Beruf)
Smyt, Tilman (1534), ein Neubürger v. Meedman
Smyt, Lenhart (1544), ein Neubürger v. Kicherden (Gerber von Beruf)
Smyt, Johan (1548), ein Neubürger van Alderkirchen
Smytz, Henrich (1556), ein Neubürger von Fluyt
Schmitz, Johan (1571), ein Neubürger von Ketwich

Smith, *Smitt*, *Smyt*, *Smytz* und *Schmitz* kommen also als Namenszusätze vor, allerdings nur zwei davon in genitivischer Form (*Smytz*, *Schmitz*). *Smytz* war seiner Form nach der Genitiv von *Smyt*. Es lässt sich nicht ausschließen, dass der ein oder andere *Smitt* (*Smith*, *Smyt*) tatsächlich Schmied von Beruf war; in diesem Fall könnte man nicht von einem Familiennamen (im Sinne eines vom Vater ererbten Beinamens) sprechen. Aber bei *Johann Smitt* erfahren wir, dass es sich um einen Krämer handelte, und der Neubürger namens *Lenhart Smyt* war Gerber von Be-

⁵ S. Merckens 1975, S. 150/151.

DER HERR SCHMITZ



„Zick Sonndagnach
hammer also Sommer,
Keine Sorje, diese
widerwärtige Jahreszeit
jeht och eröm.“

*„Seit Sonntagnacht haben wir also Sommer ...“
Kölnische Rundschau vom 23.6.1987.*

ruf. Sie hießen also tatsächlich *Smitt* bzw. *Smyt*. Hinsichtlich der Schreibung war noch lange nicht der heutige Stand erreicht: Der Anlaut wurde in der Regel nach mittelalterlichem Muster noch *Sm-* geschrieben, als Variante zu *-i-* begegnete *-y-*. Nur einer der zehn Belege aus dem 16. Jahrhundert deckt sich mit dem heute dominierenden *Schmitz!*

Schmitz in Bonn

Wie Neuss liegt auch Bonn heute im *Schmitz*-Gebiet. Die Auswertung von Bonner Heiratsregistern für den Zeitraum 1650-1798, ediert von Wilhelm Pauli, zeigt ein von den Belegen des 16. Jahrhunderts (Neuss) weitgehend verschiedenes Bild:⁶

| | |
|-----------------|-----|
| Bonn | |
| <i>Schmitz</i> | 304 |
| <i>Schmidts</i> | 5 |
| <i>Schmids</i> | 2 |
| <i>Schmits</i> | 2 |
| <i>Schmiz</i> | 2 |
| <i>Schmitzs</i> | 1 |
| <i>Schmidt</i> | 11 |
| <i>Schmid</i> | 3 |
| <i>Schmit</i> | 2 |
| <i>Schmitt</i> | 2 |
| <i>Schmet</i> | 1 |

Mit anlautendem *Sm-* kamen in Bonn damals noch vor:

| | |
|--------------|---|
| <i>Smiz</i> | 7 |
| <i>Smitz</i> | 5 |
| <i>Smits</i> | 2 |
| <i>Smizs</i> | 2 |
| <i>Smitt</i> | 2 |
| <i>Smidt</i> | 1 |

Insgesamt sechsmal wird durch Hinzufü-

gen eines *-in* das weibliche Geschlecht der Namensträgerin zum Ausdruck gebracht: *Schmidin*, *Smittin* (je 2), *Schmidtin*, *Smidin* (je 1). **Schmitzin* oder **Smizin* kam also nicht vor.

Vom heutigen Befund für Neuss (siehe oben) unterscheiden sich diese Bonner Namen des 17. und 18. Jahrhunderts in mehreren Punkten. So fällt die größere Bandbreite variierender Schreibungen des heutigen Namens *Schmitz* ins Auge: Neben vorherrschendem *Schmitz* wurde auch *Schmidts*, *Schmids*, *Schmits*, *Schmiz* und *Schmitzs* geschrieben, daneben noch *Smiz*, *Smitz*, *Smits* und *Smizs*. Ferner fällt auf, dass in Bonn damals die Namen ohne genitivischen Ausgang relativ sehr selten auftraten.

Es liegt auf der Hand, dass sowohl die Neusser Neubürger als auch viele der in Bonn zum Traualtar Schreitenden nicht aus dem Ort selbst stammten, in deren Aufzeichnungen sie uns begegnen. Die meisten dieser Personen dürften, wie etwa der aus Uerdingen (*Urdingen*) stammende Krämer *Johann Smitt*, der 1578 das Neusser Bürgerrecht erwarb (siehe oben), aus der näheren oder weiteren Umgebung gekommen sein. Die Namenformen, unter denen sie uns begegnen, wurden vom Stadtschreiber bzw. von örtlichen Geistlichen zu Papier gebracht. Damit darf man diese Belege wohl als „einheimische“ werten.

Schmitz und Janssen

Im Jahr 1941 erschien eine Studie von Helmut Dibelius mit dem Titel „Deutschlands häufigste Familiennamen“. Er stellte dabei fest, dass, ausweislich seiner Erhebungsmethode, der Name *Schmitz* durchaus

⁶ S. Pauli 2010, S. 606-609 und 617.

häufigster Familienname innerhalb eines Ortes sein konnte. Die entsprechende Region im Westen Deutschlands markierte er durch die Städte Honnef, Köln, Aachen, Düsseldorf, Mönchengladbach, Krefeld, Duisburg, Moers und, weiter nördlich im Westmünsterland, Bocholt. Am unteren Niederrhein, wo er die Namenverhältnisse in Geldern und Kleve untersuchte, dominierte dagegen *Jansen*,⁷ ein Name, der auch im hohen Norden einige Male die Spitzenposition belegte (nämlich in Emden, Jever, Wilhelmshaven und Nordenham).⁸

Tatsächlich bilden *Schmitz* und *Janssen*⁹ wohl so etwas wie die „Namenleuchttürme“ des Rheinlands, *Janssen* für den unteren Niederrhein,¹⁰ *Schmitz* für das sich südlich anschließende Gebiet mit Köln als Zentralort. Als 1998 die erste Auflage von Konrad Kunzes „dtv-Atlas Namenkunde“ erschien, war auf dem Umschlag eine Karte zu finden, auf der die Ergebnisse Dibelius‘ umgesetzt worden waren, so dass nördlich, westlich und südlich des Rheinlands *Meyer*, *Schmidt*, *Schulte* und *Müller* eingetragen worden war, während im rheinländischen Westen *Jansen* (für den Ortspunkt Kleve) und *Schmitz* (für Köln) ins Auge stachen.¹¹ Das Verhältnis der geographischen Bezeichnungen „Niederrhein“ und „Rheinland“ zueinander ist ein spannendes: So kann das „Rheinland“ als übergeordneter Begriff durchaus den „Niederrhein“ (wie

auch das „Bergische Land“, die „Eifel“ usw.) in sich aufnehmen. In anderer Perspektive grenzt der „Niederrhein“ im Norden an das „Rheinland“ im Süden, Kleve läge dann am „Niederrhein“, Köln im „Rheinland“. Wo unter diesen Vorzeichen beide Regionen einander berühren oder einander überlappen, ist schon häufig diskutiert worden, wird auch zukünftig Gegenstand von Diskussionen sein. Dabei könnten auch die regionalen Namen eine Rolle spielen, beispielsweise *Janssen* und *Schmitz*. Beide Familiennamen sind zwischen Kleve und Köln bestens bekannt, nur dass sie sich hinsichtlich ihrer Auftretenshäufigkeit und ihrer Funktion im kollektiven Namenbewusstsein klar unterscheiden. Wäre die Kölner Figur des *Herrn Schmitz* damals von einer niederrheinischen Zeitung übernommen worden, wäre sie wohl umgetauft worden und hätte dann als *Herr Janssen* (ohne *der!*) auch den Norden des Rheinlands zum Lachen bringen können.

Literatur

ALEKS (Alfred E. Kűßhauer): Gestatten, Schmitz aus Köln. Zeitbetrachtungen eines zeitlosen Spaziergängers. Köln 1969. / Hundertmal DER HERR SCHMITZ. Neue Bekenntnisse eines kölschen Spaziergängers. Köln 1973. / Der Herr Schmitz sagt, wie es ist. Ein Stammtisch-Philosoph packt aus. Köln 1980.

Cornelissen, Georg: Jans(s)en vom Niederrhein. Die Erfolgsgeschichte eines Namens. 2. Aufl. Kleve 2012.

Deutscher Familiennamenatlas. Hrsg von Konrad Kunze/Damaris Nűbling. Band 1: Graphematik/Phonologie der Familienna-

7 Dibelius schreibt für Ostfriesland und den Niederrhein vereinheitlichend *Jansen*.

8 S. Dibelius 1941, S. 72/73.

9 Mancherorts am Niederrhein ist *Jansen* die häufigste Schreibung, anderswo *Janßen/Janssen*.

10 S. zu diesem Namen nun Cornelissen 2012 (auch S. 117-118 in dieser AiR-Nummer).

11 Kunze 1998, Umschlag; Ostfriesland, im Nordwesten des Kartenausschnitts zu sehen, hatte natürlich wieder *Jansen*.

men I: Vokalismus, von Christian Bochenek/Kathrin Dräger. Berlin/New York 2009.

Dibelius, Helmut: Deutschlands häufigste Familiennamen. (Mit 1 Karte). In: Zeitschrift für Namenforschung 17, 1941, S. 67-73.

Kunze, Konrad: dtv-Atlas Namenkunde. Vor- und Familiennamen im deutschen Sprachgebiet. Mit 125 Abbildungsseiten in Farbe. Graphiker Hans-Joachim Paul. 1. Aufl. München 1998. 5. durchgesehene und korrigierte Aufl. München 2004.

Küßhauer s. ALEKS

Merckens, Hanns: Neusser Bürger um 1500-1578. In: Mitteilungen der Westdeutschen Gesellschaft für Familienkunde 63, 1975, S. 44-46, 65-68, 123-127, 149-151, 182-185.

Pauli, Wilhelm (Bearb.): Heiratsregister der Kurkölnischen Residenzstadt Bonn. 1650 – 1798. Nach den Kirchenbüchern der Stadtpfarreien *St. Petri Dietkirchen*, *St. Remigius*, *St. Gangolf*, *St. Martin*. (Veröffentlichungen der Westdeutschen Gesellschaft für Familienkunde, 259). Köln 2010.

Namengebung in einem nieder-rheinischen Dorf vor 40 Jahren

von Heinrich Matthias Heinrichs

Der folgende Beitrag erschien im Jahre 1965 in der Festschrift für Adolf Bach „Namenforschung“ (siehe Anhang). Die Angabe „vor 40 Jahren“ meint demnach den Zeitraum um 1925, das „Dorf“ ist Amern im heutigen Kreis Viersen.

Bei unserem Wiederabdruck werden der erste Abschnitt sowie der letzte Teil (eine Liste der damals in Amern gebräuchlichen Vornamen) weggelassen; der Aufsatz erschien seinerzeit übrigens auch im „Heimatkalender des Grenzkreises Kempen-Krefeld“ (siehe Anhang). Bei einigen Namensschreibungen wurden Sonderzeichen weggelassen.

Mit Dank an den Universitätsverlag Winter, Heidelberg. (Die Red.)

Namengebung innerhalb der eigenen Familie

Da ist zuerst zu bemerken, daß mein Name in der Mundart durchaus *Hendriks* heißt, daß im Geburtsregister des Standesamts mein Großvater auch noch so eingetragen ist, daß aber nach der Familientradition der Standesbeamte bei der Anmeldung meines Vaters Peter Jakob im Jahre 1879 meinem Großvater gesagt haben soll, daß ‚hier deutsch‘ gesprochen werde und daß es *Heinrichs* heiße. Tatsache ist jedenfalls, daß seitdem die Familie *Heinrichs* heißt¹.

¹ Als Kuriosum sei angemerkt, daß ich im tausendjährigen Reich beim Nachweis der arischen Abstammung jedesmal eine besondere Bescheinigung

Da in meiner Gegend der Vorname nachgesetzt wird, hieß ich allgemein *Hendricks This*. Da mein Vater aber Friseur war und er deshalb *Scherpetter* genannt wurde, rief man mich auch häufig *Scherpetter This*. Nachdem mein Vater im Jahre 1917 gefallen war, trat als Haupt der Familie natürlich meine Mutter Anna Louven, genannt *Loven Ann* mehr in den Vordergrund, so daß ich auch *Loven Ann sinne² This* hieß. Als meine Mutter im

vorlegen mußte, daß der im Jahre 1847 geborene Heinrich Matthias Hendriks identisch sei mit dem im Jahre 1923 verstorbenen Heinrich Matthias Heinrichs. – Der Name ist übrigens kein Patronymikon, sondern aus einem Hofnamen *tho Hendricks* entstanden. Der erste bekannte Vorfahr im 16. Jh. hieß *Jan Wever tho Hendricks*.

² Das Pronomen *sinne, sin, si*, auch nur *si*, ist zum Kennzeichen der genitivischen Abhängigkeit gewor

Jahre 1922 Michael Heußen heiratete, hieß ich bald, besonders bei den jüngeren Kindern des Dorfes, *Heuße This*, so wie mein Bruder *Heuße Jul* und meine Schwester *Heuße Leni* genannt wurden. So viel zur eigenen Person.

Sowohl mein Vater wie meine Mutter hatten elf Geschwister. Ein Urgroßvater mütterlicherseits hieß *Niklase Peter Drickes*; er stammte aus Niederkrüchten, und die Niederkrüchtener Verwandten nannten nach Aussagen meiner Großmutter meinen Großvater *Niklase Peter Drickes sinne Jong*. Meine Großmutter mütterlicherseits trug den Namen Margaretha Berger, genannt *Helle Jrit*. Über den Namen *Helle* ist später noch einiges zu sagen. Der Großvater väterlicherseits, Heinrich Matthias Heinrichs, hieß *Teweskes Matthes*, wobei *Teweskes* von dem Namen meines Ur-Urgroßvaters Matthäus herrührt. Die Großmutter väterlicherseits, Maria Katharina Schmitz, wurde *Annelänkes Mariketrin* genannt, nach ihrer Mutter, die Anna Helena hieß. Von den Geschwistern der Großeltern lebten nur die meiner Großmutter mütterlicherseits in Amern und sie wurden alle *Helle* genannt, auch mein Großonkel Hugo (*Helle Hujjo*), der aber in der Familie *Hue ome* gerufen wurde, wie seine Frau, die nicht aus Amern stammte, *Hue tant* hieß. Auch ihre Kinder trugen den Namen *Hue*, auch *Hucke*, z. B. *Hue Lisa*, *Hucke Jai*. Die Kinder der anderen Großonkel trugen alle auch in der Mundart den Namen Berger, z. B. *Berger Au*.

Zwischen der Familie Heinrichs und Louven bestand ein gewisser berechtigter oder eingebildeter sozialer Unterschied. Das drückte sich auch in der Benennung der

Tanten und Onkel aus. Die Mitglieder der Familie Heinrichs hießen etwa *Tante Mathilde* und *Onkel Heinrich*, während die Onkel und Tanten mütterlicherseits *Ome Lorrenz*³, *Ome Heinrich*, *Tant Marie*, *Tant Zala* und ähnlich hießen. Zu bemerken ist, daß wir Kinder die jüngeren Geschwister meiner Mutter, die im Nachbarhaus zusammen mit der Großmutter lebten, nicht mit der verwandtschaftlichen Bezeichnung *Ome* oder *Tant* ehrten, sondern nur den Vornamen gebrauchten.

Bei einer so großen Familie ist es kein Wunder, daß manche Namen doppelt auftraten und daß das Bedürfnis besteht, die Vettern und Kusinen genauer zu kennzeichnen. Das geschah bei uns auf zweierlei Weise: Entweder wurde der Name nach dem Wohnort gegeben oder nach dem Namen des Vaters oder der Mutter, wobei das nähere Verwandtschaftsverhältnis zur eigenen Familie entscheidend war. Außerdem gab es noch besondere Namenbildungen, die so eindeutig waren oder festgelegt wurden, daß jeder wußte, wer gemeint war. Ein Onkel wohnte in Amern St. Georg (Oberamern), mundartlich *böäversch omere*, seine Kinder wurden *böäversch omener Heini* oder *Jretche* genannt. Eine Tante wohnte in der Honschaft Geneschen I, mundartlich *ongelangs*, im Gegensatz zu *boavelangs*, ‚obenlängs‘. Die Kinder hießen natürlich *ongelangsger Heini* usw. Die in der Honschaft Kranenbruch wohnten, nannten wir *kranebroker Fer*, *Lor* usw. Ein Onkel von mir war einige Jahre in Venlo ansässig, und wir sprachen natürlich von *Holland Marjret*, *Holland Finche* usw.

³ Es sei bemerkt, daß Kinder nicht verwandte, aber bekannte Leute aus Amern mit dem Familiennamen und dem nachgesetzten *Ome* oder *Tant* anredeten und begrüßten. Also z.B. eine Frau Geneschen hieß *Jenesche Tant*, wie ihr Mann *Jenesche Ome* hieß; doch vgl. das zu *Hue Ome* gesagte.

den und wird ohne Rücksicht auf das Geschlecht des Regens gebraucht, obwohl *Loven Ann öre This* nicht ganz unerhört wäre.



Amern St. Anton
(= Unteramern).

Ein Sohn von Tant Zala hieß *Tant Zala sinne Nöl*. Aber da der Name *Nöl* nur einmal in der Familie vorkam, genügte meist auch *Nöl* allein. Das jüngste Kind war ein Mädchen, das einzige, und wurde *et kenk*, ‚das Kind‘ genannt und war und ist so in der Familie bekannt. Ebenso wie mein Onkel Lorenz *d'r Jong* hieß, von uns Kindern mit *Ome Jonga* oder *Ome Jong* betitelt wurde, aber auch im Dorf als *Love Jong* bekannt war und ist.

Die Vetter und Kusinen von der Heinrichs Seite, die fast alle nicht in Amern wohnten, wurden entweder mit ihrem richtigen Nachnamen benannt oder auch etwa *Juppa von Onkel Matthias*.

Namengebung innerhalb der Dorfgemeinschaft

Manche Familien wurden nicht oder nur selten mit ihrem standesamtlichen Namen benannt, sondern mit Genetivbildung von Vornamen eines Vorfahren, der aber meistens schon längst tot und nicht mehr bekannt war. So hieß etwa unser Nachbar

Toerschen *Johanne*, eine andere Familie dieses Namens, die aber nicht verwandt war, *Liënerts*; da der Hausvater ‚Leonhard‘ hieß, wurde er *Liënerts Liënert* genannt. Andere Namen dieser Art sind *Fritze* (Küppers), *Büttsches* (Bischofs), *Kreschtoffels* (Nies), *Kösterkes* (Küsters). Ursprüngliche Berufsbezeichnung ist *Küper*, wie die Familie Plücken genannt wurde.

Vielfach wurden auch die Berufsbezeichnungen als Namen verwandt. Ein Anstreicher Geneschen wurde dann *Jenäsche anstriker* oder *d'r anstriker*, auch *d'r⁴ Jenäsche* genannt. Im Gegensatz dazu war *d'r Moaler* mein Großonkel Josef Heinrichs. Dem entsprechend hießen die Kinder *Moalersch Jup* usw. In meiner Jugend war ein Mann namens Küppers Polizist, er war *d'r Polezäi*. Sein Sohn hieß neben *Küppersch Jakob* auch ebenso häufig *Polezäi Jakob*, ohne Genetivkennzeichnung. Da der Polizist Küppers hieß, konnte *Küppersch* auch die Bedeu-

⁴ Der *d'r*-Artikel bezeichnet im Gegensatz zum *dä*-Artikel die allgemeine Bekanntheit; H. M. Heinrichs, Studien zum bestimmten Artikel in den germanischen Sprachen, 1954, S. 90 ff.

tung Polizist annehmen, man konnte also sagen *Dann mott ech ens na d'r Küppersch joan*. Hierzu gehört auch eine Bezeichnung wie *Köstersch Reiner*, der eigentlich Reiner Dohrs hieß; aber da sein Vater Küster war, hießen er und seine Geschwister *Köstersch*. Auch die Haushälterin des Pastors war im Dorf als *Pestursch Berta* bekannt. Die Kinder des Schusters Kronenberg hießen allgemein *Schustersch Täi, Will* usw.

Nicht immer war es nötig, ein Genitivzeichen zu setzen, wenn man die Kinder eines bestimmten Mannes meinte⁵. Ein Nachbar hieß Richard Schumacher, allgemein nur *Richard* genannt. Wenn man zu seinem Laden ging, sagte man: *Ech jon na Richard*, wie auch sein Hauswesen *be Richard* hieß. Dieser Mann heiratete eine Witwe Schrörs, die von ihrem ersten Mann eine Tochter Maria hatte. Sie wurde ebenso wie die Kinder der zweiten Ehe ihrer Mutter *Richard* genannt, also *Richard Maria, Richard Richard* usw.⁶

Hier muß ich auch noch einmal auf den Namen meiner Großmutter, mundartlich *Helle Jrit* zurückkommen. Mein Ururgroßvater Hendrik Berger war Halbe des Hillenhofs, der dem Viktorstift Xanten gehörte. Auch nach der Säkularisation bebautete er den Hof bis zum Jahre 1813 weiter. Er lehnte es wahrscheinlich aus religiösen Gründen ab, dieses Kirchengut käuflich zu erwerben, als im Jahre 1807 die Möglichkeit dafür bestand⁷. Statt dessen kaufte er

sich Ländereien zusammen und baute einen neuen Hof. Als Halbe des Hillenhofes hatte er den Namen *Helle* bekommen. Diesen Namen behielt er und übertrug ihn auch auf den neu gegründeten Hof, so daß es im 19. Jahrhundert zwei Hillenhöfe gab, einen, der nach dem Kataster den Namen trug und einen, der im Volksbewußtsein so hieß.

In einem Dorf ist es natürlich, daß Personen, die sich durch besondere körperliche oder andere charakteristische Züge hervorheben, einen Spitznamen bekommen. Diese Namen sind nicht immer böse gemeint, zeigen aber doch öfters Spottlust oder eine gewisse Schärfe. Ein Mann, der nicht gut hörte, wurde allgemein *d'r Dof* oder *Schmetz Dof* genannt, wie einer von kleiner Statur namens Hommen *Homme Klen*.⁸ Eine sehr dünne Frau hieß zu ihrem Mißvergnügen *de Vim* ‚Angelrute‘. Ein Gastwirt, der sehr dunkle Haare hatte und auch sonst etwas fremd aussah, *d'r Düvel*, was an jenen ‚Gerardus dictus Dyabolus‘ erinnert, der in einer auf Amern bezüglichen Urkunde aus dem Jahre 1267⁹ vorkommt. Durch ein Unglück verlor einer meiner Onkel vier Finger der rechten Hand, so daß nur der Daumen übrig blieb. Er hieß deshalb – immer neben seinem gewöhnlichen Namen – *d'r Dumm*. Als er in den dreißiger Jahren eine Gastwirtschaft übernahm, überredeten seine Stammgäste ihn dazu, seine Gastwirtschaft *be d'r Dumm* zu nennen, was dann auch auf dem Gasthausschild bildlich dargestellt war. Ein unverheirateter Mann, der, wie man in

5 Vgl. *Polezäi Jakop*.

6 Als ich meine damals etwa 10 Jahre alte Schwester fragte, ob sie wisse, wer *Schrörs Maria* sei, verneinte sie es. Als ich ihr dann sagte, daß es *Richard Maria* sei, schüttelte sie ungläubig den Kopf und meinte, die könne doch ‚höchstens *Schumacher Maria*‘ heißen.

7 Die Familientradition berichtet allerdings, daß er von dem damaligen Käufer, dem Kaufmann Johann

Heinrich Prinzen, hintergangen worden sei.

8 Das Adjektiv steht hier in der schwachen Form, wie die Schärfung zeigt. Die Fügung entspricht also Bildungen wie etwa aisl. *Hákon ungi*. Vgl. H. M. Heinrichs, Studien zum bestimmten Artikel, S. 66 f. u. Anm. 317.

9 P. Weiler, Urkundenbuch des Stifts Xanten, I, 1935, Nr. 228, S. 151.

Amern sagt, *schärp op mädsches* war, erhielt in den ersten Nachkriegsjahren den Beinamen *et Mets* ‚das Messer‘. Die Urheberin des Namens sagte zuerst, er sei ‚scharf wie Solinger Stahl‘, bis ihr dann die bessere Lösung einfiel. Ähnlich erhielt eine Frau, die gerne viel und laut redet und von der mein Bruder sagt, er bekomme immer einen *stiëk* (plötzlichen Schmerz), wenn er sie höre, den Spitznamen *d'r stiëk*.

Auch Gastwirtschaften erhalten gelegentlich einen Namen, oft nach dem Namen des Besitzers. So heißt die Wirtschaft, die Büttches Karl (Karl Bischofs) betreibt, *de Bütt*, und will man eine Wirtschaft besuchen, deren Besitzer Bähr heißt, so sagt man: *Ech jon ens na d'r beär*, wobei der *d'r*-Artikel die Vertrautheit ausdrückt. Daß ein Mann, der aus Sachsen stammt, Zeit seines Lebens *d'r Sax* heißt und man von ihm als *Sax Richard* spricht, sei nebenbei bemerkt.

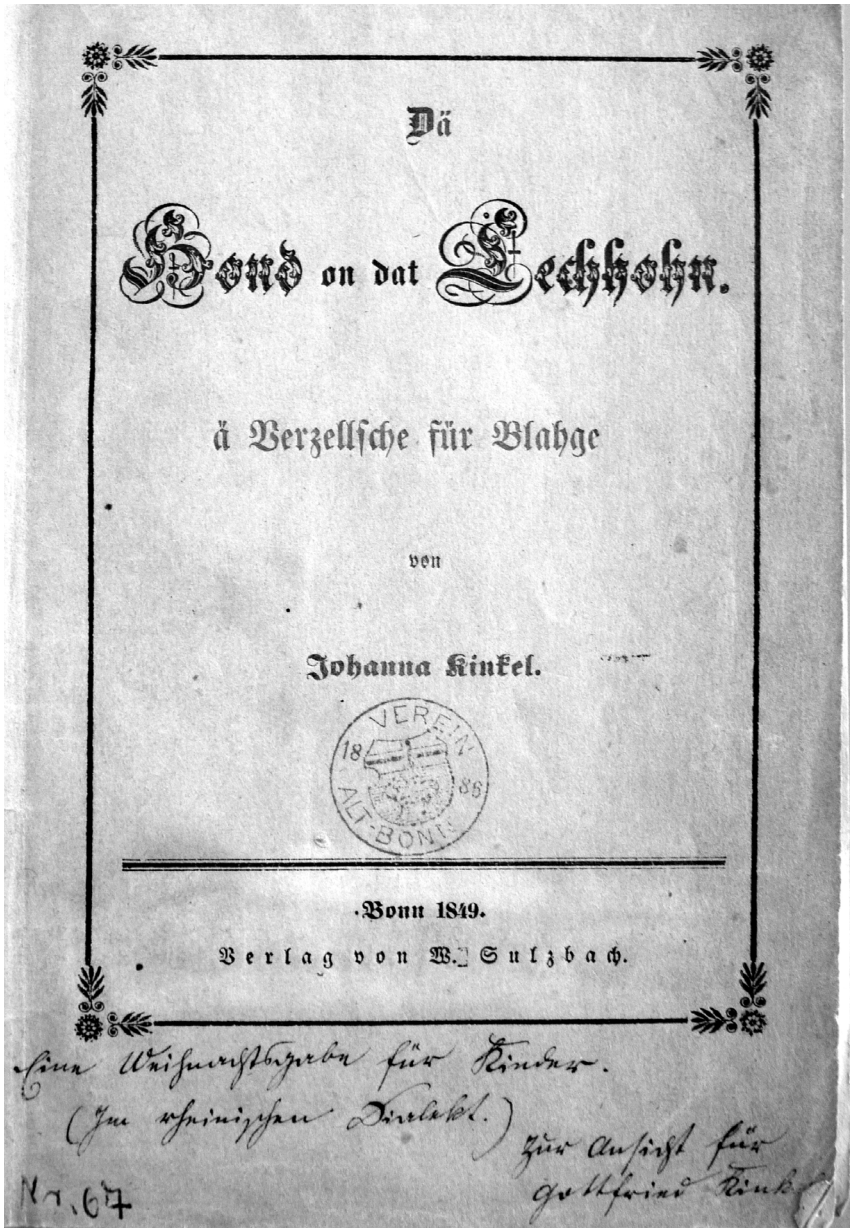
Das möge genügen. Die angeführten Namen zeigen, daß der Wunsch nach Unterscheidung ein wichtiger Antrieb auch noch heute für die Namengebung ist. Dabei geht man verschieden vor. Der Name kann nach einem Vorfahr gegeben werden, wobei dessen Name im Genitiv steht. Es kann aber auch der einfache Namen ohne Genitivkennzeichnung gebraucht werden. Vielfach dient auch der Wohnsitz oder das Handwerk zur Unterscheidung. Die Fügung *N.N. sinne X* ist wohl an die Stelle der alten Bildungen mit *-sen* (< sohn)-Suffix getreten. Bei der Bildung von Spitznamen ist nichts besonderes zu bemerken, höchstens die Tatsache, daß sie in der Dorfgemeinschaft noch immer im Schwange ist.

Anhang 2012

Heinrich Matthias Heinrichs: Namengebung in einem niederrheinischen Dorf vor 40 Jahren. In: Namenforschung. Festschrift für Adolf Bach zum 75. Geburtstag am 31. Januar 1965. Hrsg. von Rudolf Schützeichel und Matthias Zender. Heidelberg 1965, S. 178-183.

Auch erschienen als:

Heinrich Matthias Heinrichs: Namengebung in Amern vor 40 Jahren. In: Heimatbuch des Grenzkreises Kempen-Krefeld 16, 1965, S. 127-133.



Bönnsch im Jahre 1849

Titelblatt der Erstausgabe von „Dä Hond on dat Eechhohn. Ä Verzellche für Blahge“
 („Der Hund und das Eichhörnchen. Eine Erzählung für Kinder“)
 von der Bonnerin Johanna Kinkel. (Aus: Kinkel/Klaus/Bodsch 2010, S. 63).

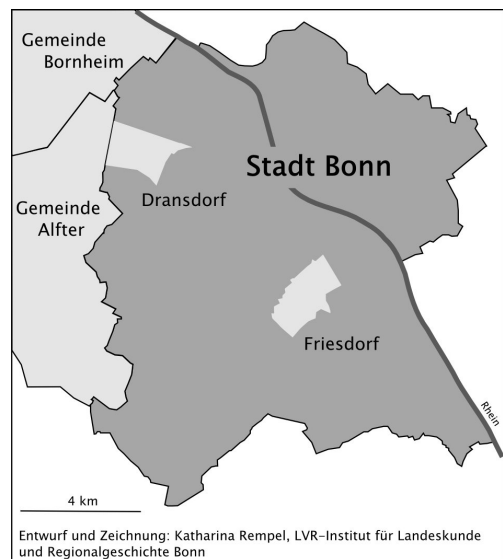
Ist Bönnsch gleich Bönnsch?

von Katharina Rempel

Bönnsch, das ist die Sprache, die die Bonner Plattsprecher sprechen. Doch Bonn ist groß. Allein die Ausdehnung von der nördlichsten bis zur südlichsten Stelle beträgt 15 Kilometer.¹ 2011 bekam das LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte auf einen Aufruf hin zahlreiche ausgefüllte Sprachfragebögen aus fast allen 51 Stadtteilen Bonns (und auch den benachbarten Gemeinden). Darin wurden die Plattsprecher gefragt, welche Wörter sie z. B. für die Stachelbeere oder für den Schnittlauch verwenden. Dabei waren zu diesen zwei Fragen Fotos mit den entsprechenden Dingen abgebildet, so dass die Befragten durch hochdeutsche Begriffe nicht beeinflusst wurden. Allein zwölf der ausgefüllten Fragebögen stammen von Dialektsprechern aus Dransdorf. Dieser Stadtteil liegt am nordwestlichen Rand der Stadt. Er grenzt an die Gemeinde Alfter, deren namensstiftender Ortsteil nur drei Kilometer westlich von Dransdorf entfernt liegt. Das Stadtzentrum von Bonn befindet sich vier Kilometer in die entgegengesetzte Richtung.

Im Folgenden wird es darum gehen, das Dransdorfer Platt mit jenem aus den angrenzenden Gemeinden Alfter und Bornheim zu vergleichen. Außerdem werden Angaben aus einem weiteren Bonner Stadtteil

aufgeführt: Friesdorf. Der neun Kilometer weiter südöstlich gelegene Stadtteil gehört zum Stadtbezirk Bad Godesberg. Auch hier wird Bönnsch gesprochen, doch klingt es genauso wie das Bönnsch in Dransdorf? Oder kann man hören, aus welcher Ecke der Stadt ein Plattsprecher stammt? Um diese Frage zu beantworten, muss man zuerst einmal in die Bonner Vergangenheit blicken.



Lage der Stadtteile Dransdorf und Friesdorf innerhalb Bonns. 2012.

¹ Statistisches Informationen der Stadt Bonn: www2.bonn.de/statistik_wahlen/index.asp?10101 (09.05.2012).

1892 sah Bonn noch ganz anders aus als heute: Die Stadt dieses Namens war viel kleiner und begrenzt auf den heutigen

Kernstadtbereich. Die heutigen Stadtteile Dransdorf und Graurheindorf gehörten zwar bereits zur ‚Bürgermeisterei Bonn‘, waren aber noch durch Felder und freie Flächen von der Innenstadt getrennt. Sie lagen auch seit jeher außerhalb der Stadtmauern, die Bonn seit 1244 schützten.² „Trotz ihrer Nähe und Zugehörigkeit zu Bonn blieben sie wie die anderen Bonn umgebenden Dörfer voll eingebunden in die agrarische Produktion vor allem von Getreide und Wein [...]“³. Obgleich seit 1880 eine Eisenbahnstrecke ganz in der Nähe von Dransdorf verlief, bekam das Dorf erst 1897 einen Anschluss an ‚die große Stadt‘: eine Bahnstation, die von einer neuen Schmalspurbahn von Bonn aus angefahren wurde.⁴ 1891 verzeichnete das Bonner Adressbuch

in Dransdorf 428 Einwohner in 73 Häusern. Ein Drittel von ihnen waren Bauern.⁵ Nicht nur für die Bauern, auch für die Städter galt zu diesem Zeitpunkt noch oft, dass der Dialekt die einzig aktiv gebrauchte Sprache im Alltag war. Eltern sprachen mit ihren Kindern von Geburt an das örtliche Platt. Viele der Dörfer, die heute zu Bonn gehören, hatten zu diesem Zeitpunkt bereits eigene Dorfschulen – 1815 wurde im Rheinland durch die Preußen die Schulpflicht eingeführt. Gerade in Dransdorf setzte sich diese aber nur schwer durch. Die Arbeitskraft der Kinder in der elterlichen Landwirtschaft wurde stark benötigt. Besonders in den Erntezeiten war die Anzahl der Kinder, die am Schulunterricht teilnahmen, äußerst gering.⁶ Die Schulsprache war Hochdeutsch, doch da gerade

2 Vgl. van Rey 1988, S. 11.

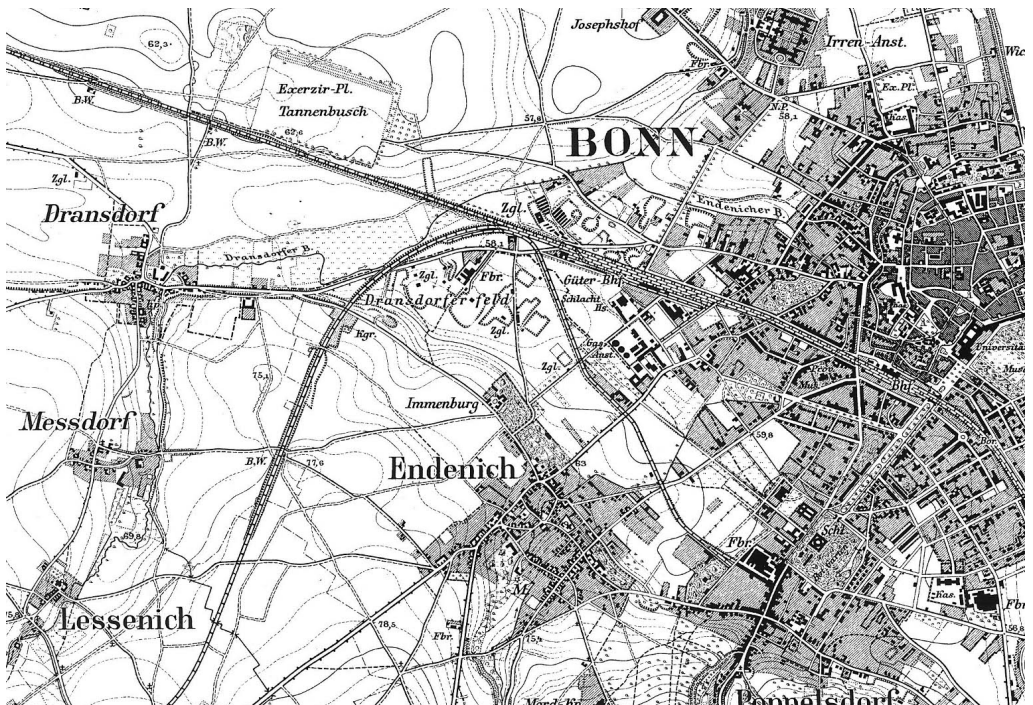
3 Ebd.

4 Vgl. van Rey 1988, S. 16.

5 Vgl. ebd., S. 15f.

6 Vgl. ebd., S. 15.

Bonn und Umgegend, Topographische Karte 1892, Preußische Neuaufnahme, 1:25000.

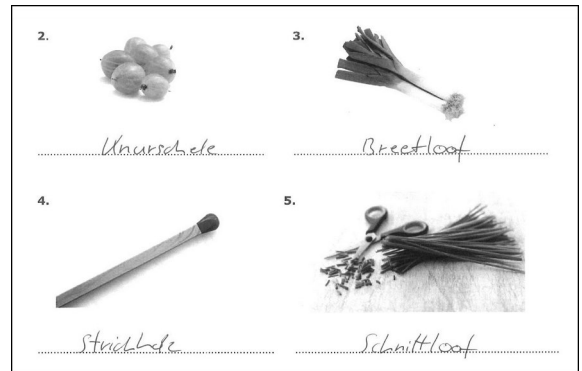
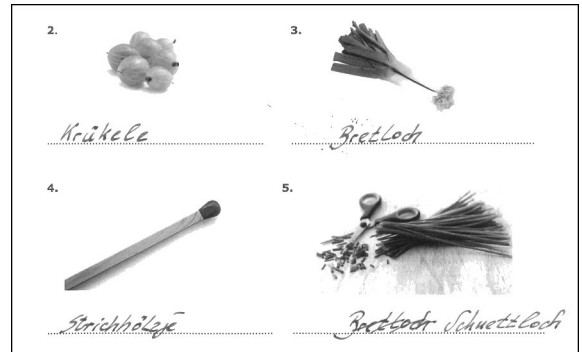


die Bauernkinder nur unregelmäßig die Schule besuchten, blieb das Platt die aktive Umgangssprache der Bevölkerung. Das Hochdeutsche war Menschen vorbehalten, die einer gehobeneren gesellschaftlichen Schicht angehörten, also vor allem den Bildungsbürgern, Adligen und Mitglieder von großbürgerlichen Familien, die im Bonner Stadtkern lebten.⁷ Es hing vor allem von der gesellschaftlichen Gruppe und Kommunikationssituation ab, ob ein Sprecher Dialekt oder Standard gebrauchte. Doch in so kleinen, vom städtischen Leben weitgehend abgeschnittenen Dörfern wie Dransdorf dürfte es an entsprechenden Situationen gemangelt haben. Erst nach und nach veränderte sich die soziale Struktur des Dorfes: Die Eisenbahn bot immer mehr Menschen Arbeit und dieses Berufsfeld überzog bald zahlenmäßig die Berufsgruppe der Bauern.⁸ Doch das geschah erst Anfang des 20. Jahrhunderts. Bis dahin war Dransdorf kulturell betrachtet kaum zur Stadt Bonn zu rechnen, da der Austausch zwischen Bonner Bürgern und Dransdorfer Bauern höchstens auf dem Markt stattgefunden haben dürfte. Nichtsdestotrotz ist Dransdorf seit jeher ein Bonner Stadtteil. Inwieweit aber ist das Dransdorfer Platt auch das Platt der übrigen Stadt?

Stachelbeeren

Im Jahr 2011 wurden insgesamt 211 Fragebögen in der gesamten Stadt Bonn ausgefüllt. Sieht man sich die 12 Fragebögen aus Dransdorf und die Daten ihrer Bearbeiter einmal genauer an, stellt man fest, dass der Altersdurchschnitt bei 61 Jahren liegt – für die gesamte Stadt liegt er bei 71 Jahren. Der größte Teil von den Dransdorfer Befragten

ist vor 1950 geboren und aufgewachsen – zu einem Zeitpunkt, als die alten, dörflichen Strukturen von Dransdorf gerade erst im Begriff waren, sich in Richtung Stadt zu öffnen. Doch galt das auch für das Platt der Bewohner? Wenn es um die Bezeichnungen für die Stachelbeeren geht, gibt es in Dransdorf eine eindeutige Tendenz. Neun der zwölf Antworten entfallen hier auf die Variante *Krükele*⁹. Die restlichen zwei Einzelmeldungen galten *Krünschele* und *Druve*¹⁰, eine Person hatte keine Variante parat.



Fragebogen 2011:
„Stachelbeere“ in Dransdorf (o.)
und Friesdorf (u.).

9 Mit sieben Belegen war dies die häufigste Schreibweise. Zweimal war das *ü* auch als kurz angedeutet: *Krückeke*.

10 Zu *Druve*: Mit großer Wahrscheinlichkeit wurde hier die entsprechende Abbildung falsch interpretiert. *Druve* steht im Bonner Platt für ‚Trauben‘.

7 Vgl. Mattheier 1994, S. 557.

8 Vgl. van Rey 1988, S. 16f.

Die Bönnsch-Sprecher in Friesdorf haben dazu aber eine ganz andere Meinung. Auch hier waren es 12 Fragebögen, die ausgefüllt wurden. Zehn der Gewährspersonen trugen unter dem Stachelbeer-Bild die Bezeichnung *Knurschele* ein. Ein Befragter nannte *Impele*¹¹, ein weiterer enthielt sich. Als Zweitmeldung trat außerdem noch *Krötzele* auf. Doch davon abgesehen überraschen beide Stadtteile durch eine große Einigkeit, was ihre jeweils eigene Bezeichnung für die kleinen, sauren Früchte betrifft.

Eine gemeinsame haben die Bönnschsprecher beider Stadtteile hier nicht. Richtet man den Blick von Dransdorf aus auf dessen westliche Nachbargemeinde Alfter, fällt hier eine wenigstens partielle Übereinstimmung auf: Eine knappe Mehrheit – drei von fünf Antworten – entfällt hier ebenfalls auf *Krükele*. Die anderen beiden nennen *Knurschele* und gesellen sich damit schon mehr zum Süden der Stadt, zu dem auch Friesdorf zählt. Nichtsdestotrotz sind die Dialekte von Alfter und Dransdorf sich in diesem Fall ähnlicher, obwohl beide Orte nie zu einer Gemeinde gehörten, während das Platt ein und derselben Stadt hier eindeutig nicht übereinstimmt. Hier ist also die geographische Nähe entscheidener als die politische Zusammengehörigkeit. Eins soll noch ver raten sein: Bonn hat sogar noch mehr Wörter für die saure Beere.¹²

Delle

Noch tiefer klappt der Sprachgraben zwischen den Ortsteilen Dransdorf und Fries-

dorf, wenn es um die Delle (zum Beispiel im Kotflügel eines Autos) geht. In Dransdorf sagen zehn der zwölf Befragten *Blötsch* zu der Eindellung, was die deutliche Mehrheit ist. Die anderen beiden geben *Plötsch*, mit einem *P* im Anlaut, an. Fährt man nun neun Kilometer weiter nach Südosten, also nach Friesdorf, findet man eine umgekehrte Antwortverteilung. Siebenmal wird *Plötsch* genannt, und nur drei Mal *Blötsch*. Ein weiterer Fragebogen aus Friesdorf hatte eine ganz andere Bezeichnung gewählt (*Büüü*), und einer hatte zu dieser Frage keine Angabe gemacht. In der folgenden Tabelle sind die genauen Zahlenverhältnisse dargestellt.

| | <i>Blötsch</i> | <i>Plötsch</i> |
|------------------|----------------|----------------|
| Bornheim | 100% | 0% |
| Alfter | 100% | 0% |
| Dransdorf | 83% | 17% |
| Friesdorf | 30% | 70% |

Irgendwo zwischen Dransdorf und Friesdorf verläuft allem Anschein nach der *Blötsch-Plötsch*-Äquator. Nördlich und westlich von Bonn, also in Bornheim und Alfter, spielt die *Plötsch* noch keine Rolle, während in Dransdorf schon etwa ein Viertel der Befragten die Variante mit *P* am Wortanfang gebraucht. Weiter südlich, in Friesdorf, hat sich das Verhältnis bereits zu Gunsten von *Plötsch* umgekehrt. Ginge man noch weiter nach Süden, wäre *Plötsch* bereits der ungeschlagene Sieger in diesem Zweikampf. Bönnsch ist in diesem Fall also nicht gleich Bönnsch, wie auch schon in puncto Stachelbeere. Wirft man einen Blick auf Sprachdaten aus früheren Befragungen, kann man davon ausgehen, dass die Unterschiede früher noch gravierender ausfielen.

11 *Impele* wird im Bönnschen eigentlich für die ‚Himbeere‘ gebraucht.

12 Mehr dazu können Sie in dem Buch *Bonn, Bönnsch und Bonner Deutsch* von Katharina Rempel (in Vorbereitung) lesen.

Wochen

1884¹³ verschickte der Sprachforscher Georg Wenker Fragebögen an alle Lehrer des Rheinlandes, mit der Bitte, die darauf abgedruckten hochdeutschen Sätze in die „unverfälschte Dorfmundart zu übersetzen“¹⁴. Zuvor hatte er bereits andere Regionen Deutschlands auf dieselbe Weise ‚abgefragt‘. Entstehen würde daraus später der „Sprachatlas des deutschen Reiches“ – der erste und umfangreichste Sprachatlas überhaupt.¹⁵ Immer sollten die Schüler befragt werden, wenn der Lehrer allerdings selbst aus dem Schulort stammte, konnte auch er die Sätze in den einheimischen Dialekt übertragen. Auf diese Weise stehen uns heute die Ortsmundarten aus mehr als 40.000 Orten zu Verfügung. Dazu zählen auch Dransdorf, Alfter und Bornheim.

Einer der zu übersetzenden Sätze lautete: ‚Er ist vor vier oder sechs Wochen gestorben.‘ In Alfter lautete die Übersetzung des Lehrers: *Äe öß füe vie‘ odde sechs Weiche jestorefe*.¹⁶ Ähnlich scheinen die Menschen in Roisdorf (3 km nordwestlich von Dransdorf) gesprochen zu haben, denn auch hier übersetzte der Lehrer Wochen mit *Weiche*. Ebenso auch in den heutigen Bonner Ortsteilen Buschdorf (2,5 km nördlich von Dransdorf) und Lengsdorf (5 km südlich von Dransdorf). Man kann also mit Fug und Recht behaupten: Im Platt der

Dransdorfer Gegend sagten die Menschen 1884 *Weiche* für ‚Wochen‘ bzw. *Weich* für ‚Woche‘. Doch sieht man sich einmal den Fragebogen an, den der Dransdorfer Lehrer Urban Weissweiler ausgefüllt hat, wird man möglicherweise ins Grübeln geraten. Dieser übersetzte das Wort nämlich ganz anders: *Hä eß vör vier oder sechs Woche gestor(e)ve*. Man muss nicht lange suchen, um dieser Ungereimtheit auf die Spur zu kommen: Der Mann wurde in Köln geboren. Georg Wenker selbst bemerkte bereits am Rand des Fragebogens, der Lehrer habe auch „Cölnisches eingeschmuggelt“. Vergleicht man diese Wortform mit dem Fragebogen aus Köln, stimmen die Angaben überein und geben Wenkers Theorie Recht. Lehrer Weissweiler in Dransdorf erweist sich in diesem Punkt möglicherweise als unzuverlässige Auskunft – ein Risiko, das einkalkuliert werden muss, wenn immer es um Spracherhebungen mittels Fragebogen geht. Allerdings kann hier auch eine andere Ursache vorliegen, denn in Bonn selbst (also der heutigen Innenstadt) galt laut dortigem Lehrer auch schon *Woch*.

Dass die diphthongierten Wortformen, wie etwa *Weich*, vor allem den ländlichen Gebieten zuzuordnen sind, ist bereits 1962 von Friedhelm Debus festgestellt worden. Er bemerkte, dass die Form *Woch*, die der Standardsprache sehr nahe ist, sich in den und um die Großstädte Düsseldorf und Köln herum ausbreite, obwohl diese Gebiete ursprünglich nicht mit dem *Woch*-Gebiet im Süden Deutschlands zusammenhingen. „Vielmehr hat sich um Köln die hochsprachliche Lautung autochthon entwickelt und wächst allmählich mit dem großen Gebiet [im Süden; K. R.] zusammen.“¹⁷ Er schreibt den Großstädten eine sprachliche Wirkung zu, die von dort aus in die ländlichen Gegenden ausstrahlt. Wo um eine große Stadt

13 Vgl. www.3.diwa.info/Geschichte/Fragebogen.aspx (09.05.2012).

14 Zitiert nach dem Anschreiben von 1887: www.3.diwa.info/images/anschreiben1887.jpg (30.04.2012).

15 Online vollständig einsehbar unter: www.3.diwa.info (09.05.2012).

16 Alle Fragebögen sind online einsehbar unter: www.3.diwa.info/Wenkerbogen/Katalog.aspx (30.04.2012).

17 Debus 1962, S. 18.

herum noch *Weich* oder *Wäch* gegolten hat, hält immer mehr *Woch* Einzug. Dass diese Entwicklung auch für Bonn und seine Stadtteile gilt, zeigen die aktuellen Ergebnisse.

Heute gebrauchen 12 von 13 Dransdorfer Plattsprechern *Woch*, wenn es um das standarddeutsche Wort *Woche* geht. Nur noch ein einziger gab *Weich* auf seinem Fragebogen an – und gilt damit in Bonn wohl schon als ein sprachliches Relikt aus der Vergangenheit. Insgesamt haben gerade mal sieben von 211 Bonner Plattsprechern, etwa drei Prozent, die Variante mit *ei* gewählt, einige von ihnen schrieben außerdem ‚veraltet‘ oder ‚früher‘ hinzu. In Friesdorf nannte keiner diese Bezeichnung. Dieses Ergebnis zeigt bereits, dass in der Bundesstadt das standardnahe *Woch* die diphthongierte Variante *Weich* vollends aus dem Bönnischen verdrängt hat. Sieht man einmal in die ländlichen Gemeinden hinüber, die an Bonn angrenzen, wird man dort noch deutlichere Spuren der einstigen Formen bemerken. Anschaulich machen dies die Zahlen der folgenden Tabelle¹⁸.

| | <i>Woch</i> | <i>Weich</i> |
|----------------------|-------------|--------------|
| Dransdorf | 92% | 8% |
| Bonn (gesamt) | 97% | 3% |
| Bornheim | 64% | 36% |
| Alfter | 50% | 50% |

In Bornheim entschieden sich fünf von zwölf für die Variante *Weich*, in Alfter zwei von vier¹⁹. Die übrigen wählten, wie schon

18 Miteinbezogen wurden hier lediglich die *Woch*- und *Weich*-Meldungen. Abweichende Varianten, wie z. B. *Wauch*, wurden in dieser Darstellung außen vor gelassen.

19 Der fünfte gab die Variante *Wauch* an. Zu dieser und zu weiteren Varianten s. Rempel: *Bonn, Bönnisch und Bonner Deutsch* (in Vorbereitung).

die meisten Bonner Befragten, *Woch*. Obwohl die ‚ländliche‘ Variante in Dransdorf immerhin noch einem Plattsprecher bekannt war, tendiert dieser Stadtteil in seinem Dialekt heute doch sehr stark zum Rest der Bundesstadt. In Buschdorf und Lengsdorf, wo vor 130 Jahren ebenfalls noch *Weich* gegolten hat, nannte 2011 kein einziger mehr diese Variante. Das Platt der Stadtteile Dransdorf, Lengsdorf und Buschdorf, das 1884 ganz eindeutig noch mehr in Richtung ‚Land‘ tendierte, hat sich in diesem Fall an die Variante *Woch* angeglichen. Ob hier das Standarddeutsche oder das Platt des Bonner Stadtzentrums Pate stand, ist schwer zu beurteilen; womöglich etwas von beidem. Die benachbarten, ländlichen Gemeinden Alfter und Bornheim haben die ältere Form hingegen noch länger in ihrem Wortschatz behalten können – das offenbaren die proportional noch recht häufigen *Weich*-Meldungen im Jahr 2011.

Fazit

Anhand dieser drei Beispiele lassen sich verschiedene sprachliche Bezüge sowohl zwischen einem Stadtteil und seinem Stadtzentrum als auch zwischen der Stadt und den benachbarten Gemeinden ausmachen. Mal gibt es Wörter, die lokal stark begrenzt und bereits drei Kilometer weiter nicht mehr gebräuchlich sind – so verhält es sich im Fall von den Stachelbeer-Bezeichnungen (*Krükel*, *Knurschel*, *Krüpel* etc.) –, mal verlaufen die ‚Wortgrenzen‘ fließend von Norden nach Süden, wie im Fall von *Plötsch* und *Blötsch*. So kann im Platt ein und derselben Stadt dennoch eine Varianz auftreten. Anhand des Wortes *Woche(n)* kann außerdem der Faktor Zeit mit ins Blickfeld gerückt werden: Die Sprache einer Stadt ist nicht

starr, sondern dynamisch, offen für Einflüsse und ständige Veränderungen. So wurde die Variante *Weich*, die von den Bönnsch-Sprechern eher als ländlich eingestuft wurde, von *Woch*, einem Wort, das mehr dem Hochdeutschen ähnelte und im Zentrum Bonns sowieso schon galt, fast vollends verdrängt – zumindest, was das Bonner Stadtgebiet betrifft. In den ländlicheren Nachbargemeinden laufen diese Veränderungen offensichtlich langsamer und zäher ab.

Literatur

Debus, Friedhelm: Zwischen Mundart und Hochsprache. Ein Beitrag zur Stadtsprache – Stadtmundart und Umgangssprache. In: Zeitschrift für Mundartforschung 29, 1962. S. 1-43.

Johanna Kinkel. Eine Auswahl aus ihrem literarischen Werk. Zusammengestellt von Monika Klaus. Hg. v. Ingrid Bodsch. Bonn 2010.

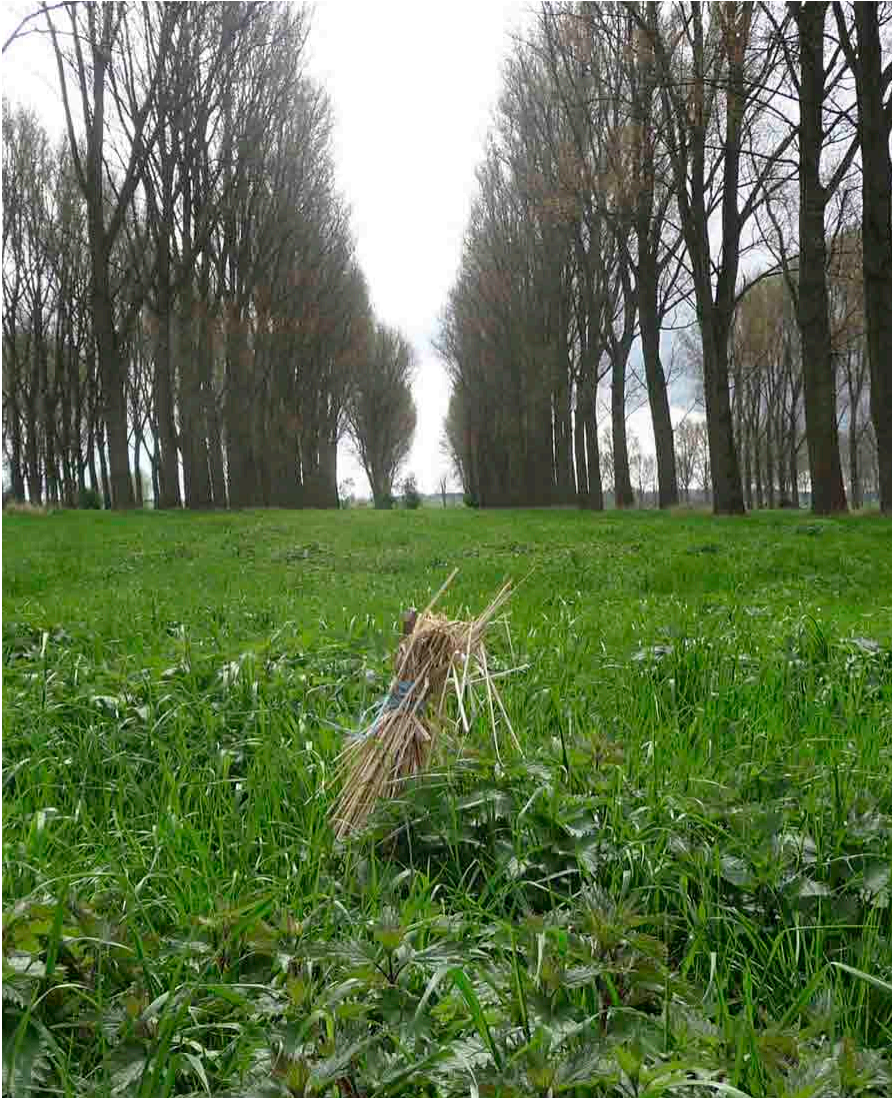
Mattheier, Klaus J.: Die rheinische Sprachgeschichte und der „Maikäfer“. In: Marlene Nikolay-Panter/Wilhelm Janssen/Wolfgang Herborn (Hrsg.): Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande. Regionale Befunde und raumübergreifende Perspektiven. Georg Droege zum Gedenken. Köln, Weimar, Wien 1994. S. 534-561.

Rey, Manfred van: 850 Jahre Burg und Ort Dransdorf. In: Dransdorfer Bote, Mitteilungen des Ortsausschusses, Sonderdruck, 1988. S. 9-20.

Internetquellen

Schmidt, Jürgen Erich / Joachim Herrgen (Hrsg.): Digitaler Wenker Atlas (DiWA). Bearbeitet von Alfred Lameli, Tanja Giessler, Roland Kehrein, Alexandra Lenz, Karl-Heinz Müller, Jost Nickel, Christoph Purschke und Stefan Rabanus. Erste vollständige Ausgabe von Georg Wenkers „Sprachatlas des Deutschen Reichs“. 1888–1923 handgezeichnet von Emil Maurmann, Georg Wenker und Ferdinand Wrede. Marburg, Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas: <http://www.3.diwa.info/titel.aspx> (09.05.2012).

Statistische Informationen der Stadt Bonn: www2.bonn.de/statistik_wahlen (09.05.2012).



Ein (fast) vergessenes bäuerliches Rechtsdenkmal

*Strohwich in einer Heuwiese zwischen in Reihen gepflanzten Pappeln als Windbrecher
– entdeckt bei Stürzelberg im Frühjahr 2012.*

Ein (fast) vergessenes bäuerliches Rechtsdenkmal
aus dem Rhein-Kreis Neuss

Ein gerdt myt eynem strowysch

von Jost Auler

Im Frühjahr 2012 beobachtete der Verfasser rund ein Dutzend auffälliger Installationen in der Rheinaue ‚Grind‘ bei Stürzelberg (Stadt Dormagen, Rhein-Kreis Neuss). Dabei handelte es sich um senkrecht aufgestellte, hüfthohe Holzstangen, um deren Spitzen Bündel aus Stroh mit Schnur oder Draht festgebunden waren.¹

Die Funktion dieser Objekte war dem Verfasser nicht bekannt. Glücklichen Umständen war es zu verdanken, dass ein erster vager Hinweis² eine rechtshistorische Deutung aus dem landwirtschaftlichen Milieu wahrscheinlich machte. Der Verfasser ermittelte daraufhin den Landwirt, der diese Zeichen aufgestellt hatte, und führte mehrere Gespräche mit ihm. Anschließend informierte er ein lokales Printmedium; daraus resultierte ein Artikel in der einschlägigen lokalen Tagespresse, den wir dem LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte (Bonn) zur Kenntnis gebracht haben. Es bestätigte sich in der Folgezeit, dass es sich um seltene und nahezu vergessene historische

bäuerliche Rechtszeichen handelt.³ Aus diesem Grunde ruft diese Miszelle diese volkscundlich interessanten, allerdings vielerorts fast vergessenen Merk- und Warnzeichen, die so genannten ‚Strowwische‘, in Erinnerung.

Der ‚*strôwes wisch*‘, der „*boume, gesaetez velt, al die wisen unt die heide*“ vor dem Betreten, Befahren und Beweiden durch Unbefugte bewahren sollte, ist mindestens seit dem 13. Jahrhundert bekannt. Der Strowwisch – im Rheinland auch *Strohschoof* genannt – konnte als Symbol viele weitere unterschiedliche Informationen transportieren; so konnte er etwa den (saisonalen) Ausschank von Wein oder Bier an abgelegenen Weilern oder Hausstellen (Schankzeichen) anzeigen, befristete Märkte (Marktzeichen) kennzeichnen, vor Gefahren etwa an Wegen und Wasserläufen warnen, *wingarten*, also Wingerten,⁴ vor unbefugtem Zutritt schützen oder auch Verpfändungen etwa von Häusern anzeigen. Auch in der Forstwirtschaft fand das Zeichen Verwendung.⁵

1 Aus Hürth westlich von Köln ist aus dem Jahre 1560 überliefert, dass *ein gerdt by gestochen sy gewest myt eynem strowysch, der dan ban und fryd gebut*. Schmidt-Wiegand 1978, S. 78.

2 Den Hinweis verdanken wir Herrn Dr. Friedrich Schmitz, Grevenbroich, dem die Zeichen ebenfalls aufgefallen waren.

3 Alois Döring machte uns auf einen einschlägigen Aufsatz zum Thema (Bursch / Levenkaul 1987) aufmerksam.

4 Landwirtschaftlich genutzte Flächen für den Weinbau.

5 Bursch / Levenkaul 1987, S. 41-43.



*Impression aus dem NSG ‚Grind‘:
Ein Strohwisch als Rechtszeichen bei Stürzelberg.
Dormagen 2012.*

Diese vielfältigen Bedeutungen spiegeln den Wandel wieder, dem dieses Rechtszeichen unterworfen gewesen ist.

Die wohl weiteste Verbreitung hatte das Rechtszeichen allerdings als Saatzeichen: *Wenn Strohwise auf den Feldern stecken, so ist es ein Zeichen, dass solches bestellt sey* ist in einem Lexikon aus dem Jahre 1750 zu lesen.⁶ Insbesondere aber vor durchziehenden Schafherden wollte man seine Parzellen schützen. Der Strohwisch oder Hege- oder Bannschaub zeigte an, dass die betreffende Parzelle als umhegt zu betrachten sei, so, als ob sie tatsächlich von einem Zaun oder einer Hecke umgeben sei. Dabei stand der Wisch stellvertretend für den Eigentümer und wies auf das Strohwischrecht hin. Den

Nachbarn, aber auch den Jägern, Fuhrleuten, Feldarbeitern, Wanderschäfern u.v.a.m. wurde der Wille des Eigentümers angezeigt, der bei Zuwiderhandlung rechtliche Folgen haben konnte. Diesen Personenkreisen war der Rechtsinhalt eines solchen Wischs also bekannt. Aus dem Raum Bad Neuenahr / Ahrweiler wird berichtet: *Alljährlich zogen ... Schäfer ... mit ihren Herden durch die Gemarkung. Manchen Grundbesitzern war das nicht genehm. Sie stellten deshalb einen Strohwisch auf ihre Wiese oder in ihr Kleefeld, womit sie dem Schäfer zu erkennen gaben, dass er dieses Grundstück mit seiner Herde nicht abweiden durfte.*⁷ Den Schäfern war mit diesem Strohwisch also das Betreiben und Beweiden dieser Wiesen und Kleefelder untersagt.

Der Strohwisch war juristisch institutionalisiert; so ist in der ‚Feldpolizei-Ordnung für alle Landesteile des Preußischen Staates ... vom 1. November 1847 (1852²) § 43, Absatz 4‘, nachzulesen: *Mit Geldbuße von fünfzehn Silbergroschen bis zu zwanzig Thalern ist zu belegen, wer unbefugterweise: ... Strohwise ... oder ähnliche zur Abgrenzung, Absperrung ... dienende Merk- oder Warnungszeichen fortnimmt, vernichtet oder sonst unkenntlich macht.*⁸ Der Strohwisch war so bis weit in das 20. Jahrhundert ein rechtsverbindliches Zeichen. Als volkstümliche Art des Verbotsschildes kann man den Strohwisch gelegentlich heute noch im ländlichen Raum finden. Es fehlt ihm heute allerdings die einstmals gegebene Rechtsverbindlichkeit; seine Nichtbeachtung bleibt ohne Folgen.⁹ Allerdings: Strohwise haben einen fest umrissenen Appellcharakter, der von den angesprochenen Personengruppen noch erkannt und normalerweise be-

⁷ Prothmann 1982, S. 216 f.

⁸ Bursch / Levenkaul 1987, S. 43.

⁹ Schmidt-Wiegand 1978, S. 76.

⁶ Bursch / Levenkaul 1987, S. 42.

folgt wird.

Die Strohwische im Naturschutzgebiet ‚Zonser Grind‘ (siehe Karte) – das ist die weitläufige Überflutungsau im Rheinbogen zwischen Stürzelberg und Zons mit ausgedehnten Wiesen als Weideland für Rinder und geprägt durch typische Kopfweiden- und Pappelbestände als typische niederrheinische Landschaftselemente – hat Landwirt Josef Rodewig vom Zonser Rheinauenhof (Deichstraße 163) gesetzt. Er stammt von einem historischen Hof in der Zonser Altstadt (Rheinstraße 20) und kennt das Strohwischsetzen von seinem Vater. Heute bewirtschaftet er unter anderem Wiesenflächen für die Heumahd im NSG Grind und schützt diese – wie auch andere Bauern aus der Umgebung – durch Strohwische.

Die großräumig verbreitete Tradition der Errichtung volkstümlicher Rechtssymbole wie der des Steckens von Strohwischen ging in unserem Raum wohl mit der Flurbereinigung verloren. Er zeigte den erklärten Willen

der zur Nutzung berechtigten Eigentümer oder Pächter an, der seine Saat, Ernte, Zwischenfrucht oder Heuwiese schützen wollte. Ein kleiner Artikel in einer volkskundlichen rheinischen Schriftenreihe aus der zweiten Hälfte der 1980er Jahre¹⁰ konnte für diesen Brauch allerdings nur noch Belege aus dem Vorgebirge beibringen. Um so bedeutender sind die Beobachtungen bei Dormagen-Stürzelberg zu werten, die zeigen, dass der Wisch mancherorts die modernen Zeitläufte bis heute überstanden hat.

Aber nicht nur als Rechtszeichen hat der Strohwisch offenbar mancherorts bis heute überlebt, auch das Wissen um seine Informationen wird von der einschlägigen ländlichen Klientel noch verstanden. Diese wird allerdings immer kleiner. Heute wird der Strohwisch auch benutzt, um Flächen zu kennzeichnen, die aus Gründen des Naturschutzes nicht betreten werden sollen,

10 Bursch / Levenkaul 1987.



Der ‚Grind‘ in der Topographischen Karte des Stadt- und Landkreises Solingen, bearbeitet durch A. Hofacker, Landmesser in Düsseldorf, 1898 (Ausschnitt).

und Jäger schützen auf diese Art und Weise ihre Wildäcker. Ziel dieser Miszelle war es, auf den Strohwich als ein fast vergessenes bäuerliches Rechtszeichen aufmerksam zu machen.

Literatur

Beckers, Hubert: Der „Strohwich“. Ein altes bäuerliches Rechtsmerkmal. Eilendorfer Heimatblätter 112, 1993 (1994) 75-82.

Bursch, Horst / Levenkaul, Franz: Der Strohwich. Volkskultur an Rhein und Maas 1987/2, S. 41-45.

Deuber, Lea: Stroh soll Schafe fernhalten. Neuss-Grevenbroicher Zeitung vom 03. April 2012, C2.

Frank, Alfred: Strohwich auf Stange – ein uraltes Rechtsdenkmal. Heimaterzähler. Wochenbeilage zum ‚Marktedwitzer Tagblatt‘ 13, 1962 (ohne Seitenzählung)

Prothmann, Ottmar: Landleben in der Voreifel. Oeverich um 1910. Köln 1982.

Schmidt-Wiegand, Ruth: Der ‚Wisch‘ als Bann- und Verbotsszeichen. Historische Rechtssprachgeographie und volkscundliche Karte. Zeitschrift für Volkskunde 64, 1968, 203-222.

Schmidt-Wiegand, Ruth: Studien zur historischen Rechtswortgeographie. Der Strohwich als Bann- und Verbotsszeichen. Bezeichnungen und Funktionen. (Münsterische Mittelalter-Schriften 18). München 1978.

Hünxe abgelichtet

von Andrea Graf und Katharina Rempel

Viele Tausende von ihnen schlummern unbeachtet in Schuhkartons, Schubladen und Alben – Fotos. Ein schüchtern lächelndes Schützenkönigspaar in ländlicher Idylle, eine Fußballmannschaft, eine Häuserreihe, wie es sie in vielleicht so ähnlich in vielen Dörfern gibt. Auf den ersten Blick wirken solche Fotografien alltäglich oder wenig besonders. Doch wenn man den Blick ein wenig ändert, wenn man die Geschichte hinter dem Bild erforscht und in einen Kontext bringt, wird das Foto zu einem alltagsgeschichtlichen Dokument. Gerade ganz private Bilder, die nicht von Profifotografen im Zuge eines bestimmten Auftrages arrangiert wurden, erlauben den Forschern einen guten Einblick in die Alltagsrealität eines bestimmten Zeitabschnitts.

Das Dorf Hünxe am unteren Niederrhein ist seit 2010 Pilot einer interdisziplinären Langzeitstudie des LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte zum Thema „Leben im Dorf“. Im Februar 2012 wurden die Hünxerinnen und Hünxer nun in einem Zeitungsartikel des ILR dazu aufgefordert, ihre Fotos zu schicken, die das Leben im Dorf dokumentieren. Ob Bilder der Einschulung, der Weihnachtsfeier oder von Festen im Dorf – alles, was den Alltag des Dorfes betraf, war gefragt. Neben den eingesandten Einzelbildern waren es vor allem die Sammlungen, die einen besonders guten und umfassenden Einblick in das Dorfleben

gewähren. Dieser Artikel stellt einen kleinen Vorgeschmack auf die Ergebnisse des Fotoaufrufs dar. Ein umfassenderer Beitrag wird in dem Buch „Leben im Dorf. Das Beispiel Hünxe“ Ende 2012 erscheinen. Für die eingeschickten Fotos aus Hünxe sind hier drei Bilder¹ exemplarisch ausgewählt. Diese stammen aus dem Bereich Arbeitsalltag im Dorf.

Die Frauenbereitschaft

Auf dem ersten Foto sehen wir die Frauenbereitschaft der Feuerwehr Hünxe im Jahre 1943. Die zehn Hünxerinnen unter der Leitung von Fritz Walbrodt haben sich auf einer verschneiten Wiese zum Gruppenbild aufgestellt. Ihre Feuerwehruniform, bestehend aus Overalls und einem Schiffchen auf dem Kopf, wurde durch den Schutzhelm komplettiert. Das Foto ist Zeichen für eine gravierende Veränderung im Leben der Menschen, denn Feuerwehr war in dieser Zeit noch eine reine Männersache. 1943 aber war der Zweite Weltkrieg in vollem Gang. Die Luftangriffe auf das Ruhrgebiet

¹ Für das erste und dritte Bild danken wir Gerhard Barthol, der uns freundlicherweise die Sammlung von Horst Kohler-Svendsen zur Verfügung gestellt hat. Für das zweite Foto sowie für zahlreiche Informationen bedanken wir uns herzlich bei Karl Neuköther.



Frauenbereitschaft der Feuerwehr Hünxe, 1943.

nahmen drastisch zu – und das Dorf Hünxe im Weichbild von Oberhausen und Duisburg lag in der Einflugschneise der Flugzeuge. Eine Reihe von Bomben fiel auch in der ländlichen Umgebung um die großen Städte, die Folge waren unter anderem Brände. Da die meisten Männer in dieser Zeit an der Front waren, wurde aus der Not heraus die Frauenbereitschaft gebildet. Mitte des 19. Jahrhunderts gegründet, ist die Freiwillige Feuerwehr bis heute eine unverzichtbare Schutz- und Hilfeeinrichtung im Dorf. Bis 1966 befand sich das Spritzenhaus der Feuerwehr im Bereich der heutigen Donnersbergstege. Die Hünxer nannten es *Pitterkass*. Wörtlich bedeutet das so viel wie ‚Peterkasten‘, eine scherzhafte Bezeichnung für das ‚Gefängnis‘ in den Dialekten am Niederrhein zwischen Düsseldorf

und Rees.² Als solches wurde es in Hünxe auch genutzt. Unter Hünxer Jugendlichen galt es als Mutprobe, sich an die Zellenfenster anzuschleichen und hineinzuspähen.

Die Poststelle

Von 1919 bis 1963 leitete Wilhelm Neuköther die Hünxer Post. Auf dem Bild sieht man die Postagentur 1925. Rechts steht der Posthalter, daneben seine Schwester Anna Schroer, im Fenster sieht man seine Schwester Luise und seine Mutter Aletta Neuköther. Im Erdgeschoss des Hauses stellte die Familie der Post Räume zur Verfügung. Der

² Vgl. Rheinisches Wörterbuch, Bd. 6, Sp. 635.

Sohn des Posthalters, Karl Neuköther, erinnert sich: „Während seiner fast 50-jährigen Zugehörigkeit ist er [Wilhelm Neuköther] mehrfach, immer wieder neu vereidigt worden. Zunächst auf den Kaiser, dann auf die Reichspräsidenten Ebert und Hindenburg, danach auf Hitler und zum Schluss auf die Bunderepublik.“

Die Post war vor der Zeit des Fernsehens und Internets die wohl wichtigste Institution der Kontaktaufnahme zur Außenwelt: Neben dem normalen Brief- und Paketverkehr wurden in dringenden Fällen Telegramme verschickt. Im Postamt stand auch der Fernsprecher für Hünxe – einer für das ganze Dorf. In den heutigen Zeiten, wo jeder jederzeit über das Handy erreichbar ist, fast unvorstellbar. Aber in der Post wurde auch monatlich die Rente ausgezahlt. Der erste Busverkehr von und nach Hünxe war über die Post organisiert, die Haltestelle lag direkt davor. So war die Poststelle nicht nur

Dienstleister, sie bot auch Raum für Kontakte, Kommunikation und Austausch. Zwischen der Familie des Postbeamten und der Kundschaft herrschte ein familiäres Miteinander, so erzählt es Karl Neuköther aus seiner Kindheit. Die Briefträger kamen, wenn vorne geschlossen war, auch gerne hinten durch die Küche ins Haus, wo die Familie möglicherweise gerade beim Essen saß. „Das war für uns nichts besonderes, es machte uns nichts aus, na ja, nicht viel jedenfalls“, erinnert sich der Sohn.

Der Kutscher

Der Urgroßvater des Postbeamten Wilhelm Neuköther war Gerhard Hendrich Neukötter, geboren 1768, der im Alter von 19 Jahren auf dem Schloss Gartrop als Kutscher in Dienst ging. Sein Dienstherr, der Freiherr von Nagell auf Schloss Gartrop,

Postagentur, 1925.





Der Urenkel des Kutschers, Johann Neukäter, mit seiner Kuh, 1939.

ließ ihm 1807 auf dem Meyerskamp in Hünxe ein Fachwerkhaus erbauen. Hauptsächlich lebten seine Frau Elisabeth und seine vier Kinder dort allein, da er als Kutscher stets auf dem Schloss verfügbar sein musste. Das Foto von 1939 zeigt dieses Haus, das im Dorf als *Kutzers Kate* bekannt ist. Davor steht Johann Neukäter, der Urenkel, mit seiner Kuh. Auch wenn er selbst kein Kutscher mehr war, wurde er im Dorf *Kutzers Jan* gerufen. Das Haus steht auch heute noch an der Dorstener Straße 28.

Literatur

900 Jahre Hünxe 1092–1992. Katalog zur Ausstellung Hünxe Rathaus 13. März–6. Mai 1992. Redaktion: Vera Torunsky. Hünxe, 1992.

Rheinisches Wörterbuch. Bearbeitet und herausgegeben von Josef Müller u.a. 9 Bände. Bonn und Berlin, 1928-1971. Online einsehbar unter: <http://woerterbuchnetz.de/RhWB/> (Zuletzt eingesehen: 18.06.2012)

Von *schnuppe/n* bis *schnöse/n*

von Georg Cornelissen

Die Karte auf dem Umschlag der vorliegenden AiR-Nummer basiert auf der Fragebogenerhebung des letzten Jahres (2011). In AiR 2011 (S. 157) hatten wir um Ihre Unterstützung gebeten, der Fragebogen lag der Zeitschrift auch gleich bei. Mehr als 950 ausgefüllte Bögen kamen schließlich zurück...

Fragebogen 9

Der Fragebogen 9 diente dazu, Dialektmaterial für einen Atlas zur Sprache im Rheinland zu gewinnen. Aus dem LVR-Gebiet, also dem zu Nordrhein-Westfalen gehörenden Rheinland, wurden uns knapp 800 bearbeitete Fragebögen zugeschickt. Besonders zahlreich waren die Antworten aus den Kreisen Kleve (107) und Euskirchen (101).

Hinzu kamen die Bögen aus dem rheinland-pfälzischen Rheinland, aus dem Gebiet der Deutschsprachigen Gemeinschaft Belgiens sowie (selten!) aus Westfalen. Besonders gut war innerhalb von Rheinland-Pfalz der östliche Teil der Eifel (um Bitburg, Prüm und Daun) vertreten. Dort hatte eine Tageszeitung („Trierischer Volksfreund“) über die Erhebung in einem großen Artikel be-

richtet, so dass sich im Anschluss viele Leser und Leserinnen in Bonn meldeten und um die Zusendung eines Fragebogens baten.

Frage 11: „naschen; Süßes essen“

Auf dem Fragebogen wurde nach einer Reihe von Verben gefragt, u. a. nach „heftig regnen“ (Fr. 9), „jemanden (z. B. im Freibad) untertauchen“ (Fr. 10) und „naschen; Süßes essen“ (Fr. 11). Die letztgenannte Frage wurde übrigens auch in den Regionalfragebogen 2012 aufgenommen (siehe S. 94 in dieser Nummer), so dass interessante Vergleiche zu erwarten sind.

Die Karte zeigt einen Ausschnitt des Rheinlands: den „bergischen“ Raum zwischen der Ruhr im Norden und der Landesgrenze zu Rheinland-Pfalz. Fünf verschiedene Bezeichnungen („Heteronyme“) spielen, mit oft sehr vielen Varianten, im Bergischen Land die Hauptrollen:¹ *schnuppe/n* (grün), *schnagern* (orange), *schnöken* (gelb), *schluchel/n* (rot) und *schnöse/n* (blau). Diese

¹ In die Karte wurden nicht alle belegten Orte eingezeichnet. Allerdings wurden hier keine für die Bildung der Worrräume relevanten Belege weggelassen.

9. „heftig regnen“: *gi'eten; sippen; pleesteren; b'esen; klät'schen;*.....
 10. „jemanden (z. B. im Freibad) untertauchen“: *zappen; enger ducken; enger schuppen;*
 11. „naschen; Süßes essen“: *schnagere'n; süötes freten; knobbeln;*.....
 12. „beim Spiel (etwa beim Kartenspiel) betrügen“: *bedu'egen; betuppen; beschummeln;*
be se'ibeln; befudeln;

ILR-Sprachfragebogen 9 (2011),
 ausgefüllt im Remscheider Dialekt.

schnageren naschen, lecken, schlecken, mehr im Sinne von heimlich naschen, eßbare Kleinigkeiten mausen, stehlen; schnagereg naschsüchtig; Schnagere'i w. Nascherei, Schleckerei; Schnagerer m., Schnagerte w., Schnagermuul, -schnute w. Leckermaul, Naschmaul, Feinschmecker, Genießer, Naschkatze; vgl. schnübbeln, schnubbeln, schnuppen, schluckeren, schnabbelieren, lecken, koaren, schnabbeln!

Aus dem Remscheider Wörterbuch von
 Gustav Hermann Halbach (S. 638).

Bezeichnungen verteilen sich recht übersichtlich im Raum:

Schnuppeln nimmt den Nordwesten ein, *schnöse/n* den Südwesten und *schluchel/n* den Südosten, während sich *schnagern* und *schnöken* das übrige Gebiet (zwischen Barmen, Lindlar und Gummersbach[-Bernberg]) teilen. Auffallend ist, dass all diese Wörter mit *schn-* bzw. *schl-* beginnen. Hier soll möglicherweise das (schmatzende) Kau- geräusch nachempfunden werden.²

Das Bergische Land tritt auf dieser Karte als ein Raum in Erscheinung, in dem verschiedene Dialektwörter aufeinandertreffen: *schnuppeln*, das sich jenseits des Rheins nach Westen hin fortsetzt, *schnöse/n*, dessen Nordostausläufer hier sichtbar werden, und *schluchel/n*, das sich zum Westerwald und

zum Siegerland hin ausdehnt. *Schnöken* wird auch in den benachbarten südwestfälischen Dialekten beheimatet sein. Ob *schnagern*, laut Karte zwischen Barmen und Olpe verwendet, auch weiter östlich noch bekannt ist, wäre zu prüfen.

Bei vier der fünf Hauptbezeichnungen waren Varianten zu verbuchen, die hier jeweils durch dieselbe Farbe angezeigt wurden; schließlich seien noch die auf der Karte durch die violette Farbe angedeuteten, zu- meist je einmal vorkommenden Bezeichnungen aufgelistet:

schnuppel/n: *schnüppel/n, schnöpfe, schnöbbel/n, schnubbeln, schnübbeln, schnöbele, schlübbeln.*

schnöken: *schnöcken, schnucken, schnauken.*
schluchel/n: *schlochen.*

schnöse/n: *schneusen, schnösele/n, schnöze, schnütze.*

² Vgl. den Atlas zur deutschen Alltagssprache, Runde 2.

schnuppe, schnuppte, jeschnupp: naschen; zu *schnuppere*; verwandt mit *schnaufen*, *schnüffele*, *schnubbere*; ndl. snoepen, ostfries. snopen, ndd. snop(p)en, snuppen (naschen). **1.** schnobernd, schnüffelnd aufstöbern u. heimlich wegnehmen; besonders *Leckeres*, *Kamelle*, *Zucker*, *Schukelad schnuppe*. *Kinder schnuppe jän*, sind auf *Leckeres* bedacht u. nehmen solches unerlaubt. Vgl. *verschnuppe*. **2.** beim Kartenspiel: einen Stich irrtümlich an sich nehmen, der dann aber dem Spieler zum Nachteil rechnet.

Schnüpper m.: der gern nascht, gern etwas *Leckeres* ißt; naschhafte Person; s. *schnuppe*.

Schnupperei f., -e: **1.** Nascherei, das Naschen, die Naschhaftigkeit. **2.** Naschwerk. *Dat sin bloß Schnuppereie*, keine nahrhaften Speisen.

Schnüppersch f.: naschhafte Person, Nascherin, Leckermaul.

schnuppich, -je: Adj. zum Naschen geneigt, naschhaft; früher wurde wohl ein Kind, das lieber naschte als ordentlich, hausbackene Speisen essen mochte, derb *e schnuppich Bies* (s. d.) *jenannt*.

*Eine kölsche Wortfamilie;
aus Wrede 2010, S. 856.*

andere: *fähen*, *fächen*, *frinsele* (2 Belege), *knibbeln* (2), *schlecken* (5), *schleckern* (2), *schlöme*, *schmürmele*, *schnabbele*, *schnabeliere*, *schneuele*, *schnöven*. Einmal wurde auch *näschen* gemeldet.

Welche dieser Bezeichnungen nun auch im Regiolekt (in der dialektgefärbten, sich an das Hochdeutsche anlehnenden Umgangssprache) verwendet werden und welche Worträume sich dann abzeichnen, soll der Fragebogen 10 an den Tag fördern.³

³ Vgl. zu regiolektalen Varianten auch Cornelissen 2005, S. 86 sowie Honnen 2012.

Literatur

Atlas zur deutschen Alltagssprache. Von Stephan Elspaß und Robert Möller: www.philhist.uni-augsburg.de/lehrstuehle/germanistik/sprachwissenschaft/ada.

Cornelissen, Georg: *Rheinisches Deutsch. Wer spricht wie mit wem und warum*, 2. Aufl. Köln 2005.

Honnen, Peter: *Kappes, Knies, und Klüngel. Regionalwörterbuch des Rheinlands*. 7., überarbeitete und erweiterte Aufl. Köln 2012.

Halbach, Gustav Hermann: *Bergischer Sprachschatz. Volkskundliches plattdeutsches Remscheider Wörterbuch*. (Beiträge zur Geschichte Remscheids). Remscheid 1951.

Wrede, Adam: *Neuer Kölnischer Sprachschatz. Mit einer Einführung von Peter Honnen*. 13. Aufl. Köln 2010.



*„Und tschautschau“
wäre wohl auch ein bisschen breit gewesen.*

Schnappschuss aus Bonn, 2012.

Zu drei Fragen des ILR-Sprachfragebogens 10 (2012)

tschüssi, tschö und tschautschau

von Georg Cornelissen

Ein *tschüss*-Verbot

Anfang Februar 2012 liefen Berichte über ein in Passau ausgesprochenes *tschüss*-Verbot (das ein *hallo*-Verbot gleich einschloss) durch die deutschen Medien; so schrieb dpa, hier zitiert nach dem Artikel im Bonner General-Anzeiger:¹

„Schule hat ‚Tschüss-freie Zone‘
Passauer Rektorin bekommt viel Zuspruch für ihren Kampf gegen norddeutsche Grußformeln

PASSAU. ‚Hallo‘ und ‚Tschüss‘ – für die Passauer Rektorin Petra Seibert sind das Reizwörter. Sie legt Wert auf gutes Benehmen bei ihren Schülern, schließlich sollen sie sich bei der Jobsuche nicht blamieren. Den norddeutschen Gruß empfindet sie als unhöflich – und hat daher ihre Schule zur ‚Hallo- und tschüss-freien Zone‘ erklärt. ‚Wir bemühen uns, ohne diese beiden Grußformeln in unserem Haus auszukommen‘, verkündet ein Aushang in der Mittelschule St. Nikola. ‚Über ein „Grüß Gott“ und ein freundliches „Auf Wiedersehen“ freuen wir uns jedoch jederzeit.“

In einem Konflikt wie dem Passauer Streit um *hallo* und *tschüss* kann vieles mitspielen. Hier mögen pädagogische Zielsetzungen

und jugendliche Nonchalance aufeinanderprallen, hier kann ein Widerstreit zwischen überkommenen Höflichkeitsvorstellungen und Web-geprägtem Dialogverhalten sichtbar werden, und vermutlich werden auch sprachliche Aspekte eine gewisse Rolle spielen.²

Wer in Passau *tschüss* ablehnt, wird *tschö* und *tschau* vielleicht ebenfalls nicht mögen. Die Frage nach dem situationsangemessenen Grußverhalten, nach den örtlichen Grußoptionen und den jeweils angesagten Grüßen eignet sich eigentlich vorzüglich, um im Unterricht Dimensionen eines fle-

2 Natürlich stellt sich die *tschüss*-Frage in den einzelnen Regionen Deutschlands – auch unter didaktischen Vorzeichen – auf je besondere Weise: Das Deutsche ist eine plurizentrische und geographisch stark schillernde Sprache. Was die einen *Samstag* nennen, heißt anderswo in Deutschland *Sonnabend*. Der rheinische *Junge* ist in Bayern ein *Bub*. Was im Rheinland auf dem *Speicher* getragen wird, landet anderenorts auf dem *Dachboden*. Seit 2004 gibt es ein veritables „Variantenwörterbuch des Deutschen“, das vollständig dieser Varianz gewidmet ist – wohl gemerkt der Varianz innerhalb der Standardsprache oder des „Hochdeutschen“ (s. Ammon u. a. 2004). Darin stößt mensch auf sprachgeographische Orientierungshilfen etwa für Synonyme wie *Einzelzimmer*, *Einbettzimmer* und *Einerzimmer* (Ammon u. a. 2004, S. 212) oder für *Kartoffelpuffer*, *Kartoffelplätzchen*, *Erdäpfelpuffer*, *Kartoffelpfannkuchen*, *Plinse*, *Puffer* oder *Reiberdatschi*, für die im Rheinland eher *Reibekuchen* oder auch *Reibeplätzchen* die angesagten Bezeichnungen wären (Ammon u. a. 2004, S. 391).

¹ Vom 7. 2. 2012.

xiblen Sprachhandelns zu erörtern. Dabei wären auch dialektbasierte Grußformeln wie der Dialekt überhaupt zu thematisieren. Ein Beispiel für einen solchen Unterrichtsansatz kommt ebenfalls aus Bayern: die Unterrichtsmethode „Fränki“, entwickelt im Rahmen eines Projekts, das seit 2006 in Unterfranken läuft.³

Tschüss in Bayern – das ist übrigens nicht erst seit 2012 ein Thema. So war in einer in München erscheinenden Tageszeitung 1999 zu lesen:⁴

„Nun gibt’s hier [in München] ja nach wie vor Eingeborene, denen es beim Tschüß und seinen Variationen (Tschüssing, Tschüssi, Tschüßle) oder gar bei der rheinischen Abart Tschöh schier die Socken auszieht“.

Grußverhalten

Wer sich mit dem Gruß als solchem beschäftigt, kommt an der nichtlinguistischen Dimension des Grußverhaltens nicht völlig vorbei. Ein Beispiel, so geschehen am Samstag, den 14. April dieses Jahres, in einer Bäckerei in Bonn-Bad Godesberg.

Eine mit dem Handy telefonierende Kundin ist an der Reihe, wird von der Verkäuferin freundlich begrüßt und nach ihrem Wunsch gefragt. Die Kundin gibt in einer für die hinter ihr stehenden Kunden überraschend lauten Stimme „Einen Moment, bitte“ zurück, womit aber, wie sich dann herausstellt, der Gesprächspartner oder die Gesprächspartnerin am Telefon gemeint

war. Dann wird sie bedient. Nach dem Bezahlen wünscht ihr die Verkäuferin einen schönen Tag, worauf die Kundin, die da schon wieder mit dem Handy zu tun hat, allerdings wieder nicht antwortet. Sie geht Richtung Tür, dreht sich dann aber abrupt zum Verkaufsraum hin um. Eine andere Mitarbeiterin der Bäckerei, die während dieser Zeit mit gedämpfter Stimme ein Kundengespräch am Telefon geführt hatte, hatte ihrerseits, dabei laut werdend, „Hallo, hallo!“ gerufen – ein Sprachsignal, auf das unsere Kundin sofort reagiert. Als sie sich dann in der für sie ein wenig komplizierten Gesprächssituation zurechtgefunden hat, verlässt sie grußlos die Bäckerei. Ob sich diese Bonnerin üblicherweise mit *tschüss*, *tschö*, *tschau* oder wie auch immer verabschiedet, entzieht sich der Kenntnis des teilnehmenden Beobachters.

tschüss, *tschö* und *tschau* im Rheinland: Forschungsergebnisse

Für das Rheinland liegen nicht weniger als sechs flächendeckende Erhebungen aus dem Zeitraum zwischen 1917 und 2001 vor:

1917

Damals verschickte die Redaktion des „Rheinischen Wörterbuches“ einen Fragebogen zum Dialekt; eine auf diesem Material aufbauende Karte („Form von ‚adieu/ ‚adjüs“) hat Robert Möller gezeichnet.⁵

um 1930

Vor etwa acht Jahrzehnten wurde entsprechendes Material für den „Atlas der deutschen Volkskunde“ gesammelt; Ergebnisse erschienen in der 5. Lieferung 1939.⁶

³ www.spr.germanistik.uni-wuerzburg.de/udi/seiten/raenki.html (Stand: 30. 5. 2012).

⁴ Helmut Seitz in der Süddeutschen Zeitung vom 14. 5. 1999, zitiert nach Möller 2003, S. 335.

⁵ S. Möller 2003, S. 338.

⁶ S. dazu Möller 2003, S. 339.

24. Wenn Sie sich von einem guten Freund oder von einer guten Freundin verabschieden: Welchen Gruß verwenden Sie dann (mehrere Antworten sind möglich):

Ciao / Bis bald / Tschüssi kowski

25. Welchen der drei folgenden Abschiedsgrüße benutzen Sie wohl am häufigsten?

- (t)schüss (t)schö (t)schau (ciao)

26. Welche der folgenden Gruß-Varianten verwenden Sie zumindest gelegentlich?

- tschüssi tschüsskes tschökes
 tschötschö tschauti tschautschau

anders/Kommentar: tschüssi kowski

ILR-Fragebogen 10 (2012), ausgefüllt in Königswinter.

1970-1975

In dieser Zeit führte Jürgen Eichhoff die Erhebungen für seinen „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen“ durch. Eine Karte im ersten Band ist dem „Abschiedsgruß unter guten Freunden“ gewidmet.⁷

1977-1987

Eichhoff setzte sein Projekt fort; auf dem neuen Material basiert die Karte „auf Wiedersehen! (beim Verlassen eines Ladengeschäfts)“.⁸

2000

Im Jahre 2000 verschickte das ILR seinen ersten Fragebogen zum Regiolekt im Rheinland (s. unten); Ergebnisse zum Gebrauch von *tschüss* und *tschö* wurden 2002 publiziert.⁹

2000/2001

Auf einer Befragung aus den Jahren 2000/2001 basiert die Karte Robert Möllers zum „Abschiedsgruß ‚tschö‘“.¹⁰

Im Rahmen zweier ILR-Projekte wurden die Einwohner und Einwohnerinnen von Großstädten nach ihren Grußformeln befragt: Im Jahre 2009 in Essen¹¹ und 2012 in Bonn (s. unten).

Im Fragebogen von 2000 hatte ich mich für folgendes methodisches Vorgehen entschieden: Den Gewährsleuten wurde ein Reihe von Sätzen vorgelegt. Sie sollten ankreuzen, ob der Satz so auch in ihrem Ort zu hören sei oder nicht; im Falle eines Nein sollten die Sätze modifiziert und ergänzende Eintragungen gemacht werden. Mein Ziel war es einzugrenzen, ob es im Rheinland überhaupt so etwas wie eine identifizierbare Sprachlage „Regiolekt“ gab, also eine Sprachlage, die weder Dialekt ist noch Hochdeutsch sein soll. Das Ergebnis war eindeutig: Überall im Rheinland verfügen die Menschen über diese dritte Sprachoption. Im Satz 18 des Fragebogens ging es um den Gruß *tschö*. Hier die ersten neun der damals angebotenen Sätze sowie Satz 18:

1. *Lass mich dat Bild mal kucken!*
2. *Haste ma ne Mark?*

¹¹ S. Cornelissen 2010.

⁷ Eichhoff 1977-2000, Band 1, Karte 48.

⁸ Eichhoff 1977-2000, Band 3, Karte 45.

⁹ Cornelissen 2002, S. 287.

¹⁰ Möller 2003, S. 336.

3. *Verstehen tu ich dat wohl, aber sprechen tu ich dat nich.*
4. *Da bleibt gar nix mehr von übber.*
5. *Die sin sich am kloppen.*
6. *Die Leute hamm dem dat nitt jeglaubt.*
7. *Is der Ball dir?* (Gehört der Ball dir?)
8. *Hömma, watta los is!*
9. *Dat is abber en klein Männeken!*
18. *Tschö, bis morgen!* (Tschüss, bis morgen!)

Auf jeden der Sätze folgte in Klammern eine schriftsprachliche Version (wie oben für die Sätze 7 und 18 dargestellt). Die Mehrheit aller im Rheinland Befragten kreuzte das vorgelegte *tschö* im Satz *Tschö, bis morgen!* an, aber es gab in geographischer Hinsicht doch gewisse Unterschiede, die bereits sichtbar werden, wenn man die Antworten aus den beiden niederrheinischen Kreisen Kleve (KLE) und Wesel (WES) einmal mit den Ergebnissen für Köln (K), Bonn (BN) und den Kreis Euskirchen (EU), die für den Süden stehen sollen, vergleicht:

| | <i>tschö</i> | <i>tschüss</i> | <i>tschau</i> | gesamt |
|-----|--------------|----------------|---------------|--------|
| KLE | 13 | 13 | 0 | 24 |
| WES | 7 | 10 | 1 | 17 |
| K | 17 | 4 | 0 | 22 |
| BN | 7 | 1 | 0 | 7 |
| EU | 11 | 3 | 0 | 12 |

Bei der Konzeption des Fragebogens war vorausgesetzt worden, dass *tschüss* überall im Rheinland zum Repertoire gehöre. Im Norden der Region, so muss man die Ergebnisse für die Kreise Kleve und Wesel deuten, scheint *tschö* (bis) heute weniger stark verankert zu sein als weiter südlich.¹² Eine Kölner Gewährsfrau schrieb 2000 statt *tschö*: „Aschöh“, sie gehörte dem Jahrgang 1916 an und war die älteste Kölnerin, die mitgemacht hatte. Für einen Ort im Kreis

Euskirchen wurde einmal notiert, dass neben *tschüss* „seltener“ auch „Atschüss“ gebraucht werde. Der Gruß *tschau* wurde nur sehr selten von den zumeist älteren Gewährsleuten im Jahre 2000 ergänzt.

Wie die Verteilung der Grußformeln zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Rheinland - wohlgemerkt: im Dialekt - ausgesehen haben könnte, zeigt der Fragebogen des „Rheinischen Wörterbuchs“ aus dem Jahr 1917.¹³ Im Dialekt war *adjüss* verbreitet, *ade* (mit *adië*) kam vor allem im Westen des Rheinlands vor, während (*a*)*dschö* lediglich mit einigen seltenen, verstreut auftretenden Belegen vertreten war. Die Wortgeschichte dieser drei damals im Dialekt verwendeten Grüße lässt sich wie folgt darstellen (siehe auch Fragebogen-Ausschnitt S. 98):¹⁴

adschüss < *adjüss* < spanisch *adiós*
adschö < *adjö* < französisch *adieu*
ade (bereits mittelhochdeutsch)
 < altfranzösisch *adé*.¹⁵

Alle drei Grüße gehen letztendlich auf lateinisch *ad deum* zurück.

Die Grußlandschaft hat sich seit 1917, nimmt man einmal die Ergebnisse von 2000 und 2000/2001 zum Vergleich, sehr stark verändert: *adschüss* und *adschö* sind jeweils um eine Silbe gekürzt worden zu *tschüss* und *tschö*. *Tschö* wird heute in einem viel größeren Gebiet verwendet als *adschö* damals. Ein *ade* ist heute wohl nicht mehr zu hören, im Aachener Raum, vermutlich nur im Dialekt, allerdings schon mal *adië* oder *adiëda*¹⁶. - Der Gruß *tschau* ist modern.

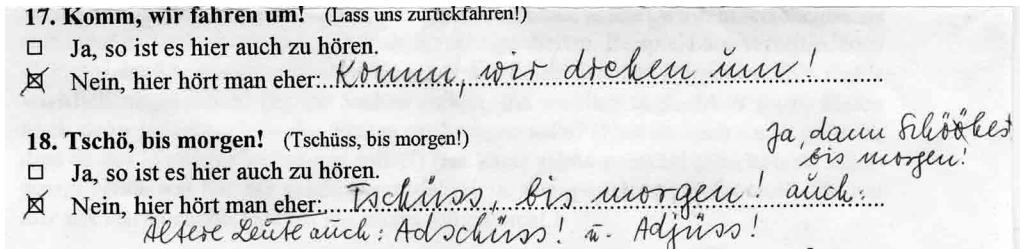
13 Das Folgende nach Möller 2003, S. 337-339.

14 S. auch Paraschkehoff 1972.

15 S. auch Kluge 2011, S. 16.

16 Belegt im Rheinischen Mitmachwörterbuch.

12 Ähnlich Möller 2003, S. 337.



ILR-Fragebogen 6 (2000), ausgefüllt in Kleeve.

Wie junge Leute heute grüßen

Noch gravierender werden die Wandelprozesse, wenn wir die Grußvorlieben von Jugendlichen ins Auge fassen, die im Unterschied zu ihren Eltern oder Großeltern heute zumeist über keine Dialektkompetenz mehr verfügen. In der ersten Hälfte des Jahres 2012 hat Katharina Rempel vom ILR im Rahmen ihres Bonn-Projekts¹⁷ Gesamtschüler und -schülerinnen in dieser Stadt befragt. Eine Gruppe von 71 Jugendlichen, die alle aus Bonn stammten und von denen zwölf einen Migrationshintergrund hatten, gab auf die Frage „Wie verabschieden Sie sich von Ihren Freunden?“ folgende Auskünfte (bei z. T. Mehrfachantworten): Am häufigsten wurden *tschüss* und *tschau/ciao* genannt, nämlich von 42 bzw. 37 % der jungen Leute. Weit abgeschlagen kam *tschö* ins Ziel, das nur von 5 der Jugendlichen (7 %) ins Spiel gebracht wurde.

Eine ähnliche Erhebung habe ich im Jahre 2009 in Essen durchgeführt. Dabei zeigte sich, dass sich junge Leute dort ebenfalls gern mit *tschau* verabschieden. Ein völlig anderes Bild ergab sich an der Ruhr jedoch für *tschö*. In der älteren Einwohnerschaft Essens ist *tschö* weit weniger beliebt als etwa in

Köln oder Bonn.¹⁸ Bei den jungen Leuten in Essen zeigte sich dagegen eine starke Tendenz zu diesem ursprünglich rheinischen Gruß, wenn jeder zweite Jugendliche *tschö* (im Wechsel mit anderen Grüßen) nannte.

Eine Deutung der Essener Resultate¹⁹ könnte an dem Punkt ansetzen, dass *adschö/tschö* älteren Essenern aus ihrer Jugendzeit nicht vertraut ist, so dass die jungen Leute dort ihr *tschö* vielleicht auch deshalb benutzen, weil sie sich gerade dadurch von den älteren Semestern so schön abheben. Der niedrige *tschö*-Wert für die Bonner Jugendlichen gibt Rätsel auf, etwa dann, wenn man beobachtet, wie Bonner Abiturienten des Jahrgangs 2012 das Ende ihrer Schulzeit mit „*Und Tschö*“ kommentieren (s. Foto Seite 93).²⁰ Die im Rahmen des Bonn-Projekts befragten Schüler nannten *hau rein*, *hauste rein* oder einfach *hauste* deutlich häufiger als *tschö*.

Andere Grüße

Grußformeln sind auch schon Gegenstand bei Allensbach-Umfragen gewesen. Im Anschluss an eine Befragung des Jahres 1965 erschien in der Wochenzeitung „Die Zeit“

17 S. in dieser AiR-Ausgabe S. 74. Herzlichen Dank für die Überlassung der Sprachdaten.

18 Cornelissen 2010, S. 114-116.

19 Zur Ausbreitung von *tschö* s. auch Möller 2003, S. 337.

20 Mit Dank an Katharina Rempel für das Foto.

ein Artikel mit der Überschrift „Tschüs, Tschau, Servus“, in dem zu lesen war:²¹

„Fasse dich kurz – der fürs Telephon geprägte Imperativ macht Schule, und ganz unmerklich erweist es sich, daß unsere Konventionen im Umgang mit den (Mit-)Menschen dehnbar sind und mancherlei Verzerrungen vertragen. Wer ‚Tschüs‘ sagt statt ‚Auf Wiedersehen, Frau Sowieso‘, verstößt keineswegs mehr gegen die guten Sitten. Die Kürzelsprache ist gesellschaftsfähig, und man braucht kaum darüber zu streiten, ob Nachlässigkeit, Eile oder – und dies wohl eher – eine besondere Art von vertraulicher Liebenswürdigkeit die Ursache sei. Immerhin ist der sich verbreitende Brauch salopper Grußformeln für wert befunden worden, die Leute danach zu fragen. Die Allensbacher Demoskopien, die ihre Forschungen nach der Volksmeinung gelegentlich auch solchen Nichtigkeiten widmen, teilen mit [..].

Beim Abschied sagt nur noch die Hälfte ‚Auf Wiedersehen‘, aber schon 22 Prozent rufen ‚Tschüs‘ oder ‚Tschau‘. Zehn Prozent wünschen ‚Mach’s gut‘, je fünf Prozent sagen ‚Ade‘ und ‚Adieu‘ oder ‚B’hüt Gott‘ und ‚Grüß Gott‘. ‚Servus‘ hört man bei vier Prozent und je einer von hundert sagt ‚Guten Tag‘, ‚Lebe wohl‘, die übrigen irgend etwas anderes.“

Wie sollte *tschüss* auf dem Fragebogen 2012 geschrieben werden?

Im Mai und Juni dieses Jahres (2012) hat die ILR-Sprachabteilung einen weiteren Fragebogen verteilt, der sich im Internet und in konventioneller Weise bearbeiten

ließ. Wie sollte *tschüss* darauf eigentlich geschrieben werden?

Legt man einmal den Rechtschreib-Duden zugrunde, haben wir seit der 24. Auflage von 2006 vier Schreibvarianten im Angebot: zunächst die Kleinschreibungen *tschüs* und *tschüss*, beide Varianten können aber auch mit großem Anfangsbuchstaben auftreten, etwa in der Wendung „jemandem *Tschüs/s* sagen“.²² Im Rheinland spricht mensch in der Regel ein kurzes *ü*, während anderswo – in Norddeutschland – die Aussprache **tschüüs* beheimatet sein wird. Im Fragebogen 10 habe ich stets *tschüss* geschrieben, dessen doppeltes *s* (als Kennzeichnung eines vorangehenden Kurzvokals) zur hiesigen Lautung am besten passt.

Der Gruß *tschau*, auch *ciao* geschrieben, ist in den beiden Auflagen des Rechtschreib-Duden ebenfalls zu finden, das hiesige *tschö* nicht.

Die Fragen des ILR-Sprachfragebogens 10

Bei Frage 25 sollte eine (oder mehrere) Grußformel(n) angekreuzt werden. Die Formulierung lautete: „Welchen der drei folgenden Abschiedsgrüße benutzen Sie wohl am häufigsten?“ Anzuklicken bzw. anzukreuzen waren (*t*)*schüss* – (*t*)*schö* – (*t*)*schau* (*ciao*). Von den Ergebnissen sind Aufschlüsse darüber zu erwarten, ob die drei Grußformeln in geographischer Hinsicht und im Hinblick auf die einzelnen Generationen unterschiedlich beliebt sind.

²² Duden-Rechtschreibung 2006, S. 1028; so auch in der 25. Auflage von 2009, S. 1081; in der 16. Auflage von 1967 scheint dieser Gruß überhaupt erstmals berücksichtigt worden zu sein, s. Rüdebusch.

²¹ www.zeit.de/1965/21/tschues-tschau-servus (15. 2. 2012).

Die sich anschließende Frage 26 lautete: „Welche der folgenden Gruß-Varianten verwenden Sie zumindest gelegentlich?“ Angeboten wurden die sechs Grüße *tschüssi* – *tschüsskes* – *tschökes* – *tschötschö* – *tschau* – *tschautschau*. Ferner gab es hier ein freies Feld für Ergänzungen oder Kommentare. Zusammen mit den Ergebnissen für die offene Frage 24 („Wenn Sie sich von einem guten Freund oder von einer guten Freundin verabschieden: Welchen Gruß verwenden Sie dann <mehrere Antworten sind möglich>“) dürften sich interessante Anhaltspunkte für variierendes und flexibles Grüßen ergeben. Die Antworten von drei der Fragebogen mögen das illustrieren:

Gewährsperson aus Bonn (geboren 1947 oder früher): Frage 24: „Tschüss!, Ciao!“; 25: *(t)schüss*; 26: [kein Kreuzchen], Kommentar: „Fragen Sie doch auch mal nach dem Begrüßungs-/Abschiedsgruß ‚Hallöchen‘ der Lattemacchiato-Schickeria (meist weiblich)“.

Gewährsperson aus Meckenheim (geboren 1948-1967): Frage 24: „tschüss“; 25: *(t)schüss*; 26: *tschüssi*, Kommentar: „in der Familie manchmal ‚servus‘ (wegen Filmen/Serien, die gemeinsam angesehen wurden)“.

Gewährsperson aus Dinslaken (geboren 1988-1996): 24: „Bye“; 25: *(t)schö*; 26: *tschüssi*, *tschüsskes*, *tschau*, *tschautschau*, Ergänzung: „tschau mit v“.

Schluss

Im Regiolekt-Fragebogen des Jahres 2012 habe ich eine Reihe von Fragen wiederholt, die auf dem Bogen von 2011²³ bereits für

den Dialekt gestellt worden waren. Die Daten beider Erhebungen sollen in einen Atlas zur Sprache im Rheinland einfließen, der derzeit im LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte vorbereitet wird. Dass wir im Laufe der Jahre immer wieder flächendeckende Befragungen durchgeführt und dass sich dann jeweils Gewährspersonen aus allen Teilen des Rheinlands (und darüber hinaus) daran beteiligt haben, wird den Sprachkarten sicherlich zugutekommen, die die zentrale Achse eines solchen Atlaswerkes bilden.

Literatur

Ammon, Ulrich u. a.: Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol. Berlin, New York 2004.

Cornelissen, Georg: Muster regionaler Umgangssprache. Ergebnisse einer Fragebogenerhebung im Rheinland, in: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 69, 2002, S. 275-313.

Cornelissen, Georg: Zwischen Köttelbecke und Ruhr. Wie spricht Essen? Unter Mitarbeit von Hanna Mengen. Essen 2010.

Duden. Die deutsche Rechtschreibung. Hrsg. von der Dudenredaktion. Auf der Grundlage der neuen amtlichen Rechtschreibregeln. Duden Band 1. 24., völlig neu bearb. und erw. Aufl. Mannheim u. a. 2006.

Duden. Die deutsche Rechtschreibung. Hrsg. von der Dudenredaktion. Auf der Grundlage der aktuellen amtlichen Rechtschreibregeln. Duden Band 1. 25., völ-

23 S. in dieser AiR-Ausgabe S. 90.

lig neu bearb. und erw. Aufl. Mannheim, Wien, Zürich 2009.

Eichhoff, Jürgen: Wortatlas der deutschen Umgangssprachen. Band 1-4. Bern, München 1977-2000.

Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearb. von Elmar Seebold. 25., durchges. und erw. Aufl. Berlin, Boston 2011.

Möller, Robert: Das rheinische *tschö*, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 67, 2003, S. 333-339.

Paraschkewoff, Boris: Frz. *ade*, *adieu* und nd. *adjüs*, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (Halle) 93, 1972, S. 299-307.

Rheinisches Mitmachwörterbuch: www.mitmachwoerterbuch.lvr.de.

Rheinisches Wörterbuch. Im Auftrag der Preußischen Akademie der Wissenschaften [...] hrsg. und bearb. von Josef Müller u. a. Bonn, Berlin 1928-1971.

Rüdebusch, Frauke: Hallo und Tschüs: www.gfds.de/publikationen/der-sprachdienst/zeit-woerter/hallo-und-tschues (18. 4. 2012).

„Leben im Dorf“

Tagung in Hünxe

(22. September 2012)

Am Samstag, den 22. 9. 2012, organisiert das ILR eine Publikumstagung mit dem Titel „Leben im Dorf“. Viele Menschen im Rheinland leben in kleinräumigen, ländlich geprägten Ortschaften – mit Nachbarschaften, Schützenvereinen und vielleicht sogar noch einer echten Dorfkneipe. Wie sieht ihr Alltag aus? Mit welchen Realitäten sind sie konfrontiert, wenn landwirtschaftlich geprägte Lebenswelten innerhalb kürzester Zeit komplett umgewandelt werden, wenn sie zur Arbeit pendeln oder zur Schule in die nächste Kleinstadt fahren müssen? Wie unterhalten sich die Einwohner und Einwohnerinnen eines Dorfes, das vor gar nicht so langer Zeit noch vom Dialekt geprägt war, wie nennen die Menschen im Ort einander?

Im Rahmen dieser Tagung wird das „Leben im Dorf“ sowohl unter historischen Vorzeichen als auch mit Blick auf die Situation heute beleuchtet. „Leben im Dorf“ ist zugleich der Titel eines Langzeitprojekts der ILR-Abteilungen Sprache und Volkskunde (siehe AiR 2011). Das niederrheinische Dorf Hünxe fungiert im Rahmen dieses Projekts als „Pilot“, was auch erklärt, warum dieser Ort in gleich zwei der fünf Tagungsvorträge behandelt wird. Das Programm umfasst fünf Vorträge: „Das Dorf heute. Wo liegen seine Stärken, seine Schwächen, wie könnte es weitergehen?“ (Prof. Dr. Gerhard Henkel); „Und über dem Dorf der Himmel. Betrachtungen des ländlichen Lebens in den Niederlanden“ (Sophie Elpers); „In guten wie in schlechten Zeiten. Esskultur als soziokultureller Erinnerungsspeicher“ (Johannes J. Arens); „Das Dorf Hünxe im Jahr 1929. Portrait einer lokalen Sprachgemeinschaft“ (Dr. Georg Cor-



nelissen); „Hünxe heute – Alltagsrealitäten und Dorfbilder“ (Dr. Dagmar Hänel).

Die Tagung dauert von 10:30 bis 15:30 Uhr; zur Stärkung gibt es um die Mittagszeit einen Imbiss. Die Teilnahme ist kostenlos.

Anmeldungen:

Tel 0228 9834-231/261; georg.cornelissen@lvr.de; dagmar.haenel@lvr.de.

„Von Allerseelelingen bis Zimtschnecke – 65 Jahre für die Volkskunde im Rheinland“
Volkskunde-Tagung in Bad Godesberg (8. Dezember 2012)

Christkindumgang und Hennaabend (siehe Fotos S. 103), Bimsverarbeitung und Kleingärten, Bierbrauen und Krautkochen mit unzähligen Themen der Alltags- und Popularkultur im Rheinland haben sich die Volkskundler im LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte in den ver-

*Heiligabend 1984:
„Et Kriskinsche me-m Schleier
fü-em Jesicht un em weiße
Klaad“ besichert die Kleinen.*



gangenen Jahren befasst. Entstanden sind zahlreiche Bücher, fast 300 Filme, unzählige Aufsätze und Vorträge. Die Tagung soll zum Anlass genommen werden, auf die bisherige Arbeit der Abteilung Volkskunde des LVR-Instituts für Landeskunde zurückzuschauen: welche Ziele wurden erreicht, welche Bedeutung hat diese Arbeit für die Menschen in der Region?

Verbunden sind die vergangenen drei Jahrzehnte vor allem mit den Namen Dr. Alois Döring und Dr. Berthold Heizmann: sie haben die volkskundliche Arbeit des LVR maßgeblich geprägt. Nach langjährigem En-

gagement im LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte, eben gemeinsam 64 Jahre lang, werden beide im Jahr 2013 ihren wohlverdienten Ruhestand antreten.

Gemeinsam mit Projektpartnern, Kollegen und Weggefährten wollen wir zurückblicken und Zukunftsperspektiven entwickeln. Ergänzt wird die Tagung durch ein buntes Rahmenprogramm mit Einblicken in 65 Arbeitsjahre rheinischer Volkskundler.

Nähere Informationen:

Dr. Dagmar Hänel

Tel 0228 9834-261; dagmar.haenel@lvr.de



*Ein Film-Highlight 2008:
Nach fast einem Jahr Dreh
der türkische Henna-Abend
„unserer“ Braut.*

Glanz und Grauen Mode im „Dritten Reich“

Hauchzarte Chiffonkleider, moderne Kostüme für die berufstätige Frau, Dirndl und Trachten und nicht zuletzt jede Menge Uniformen – diese Klischees gelten als typisch für die Nazi-Zeit.

Was wurde aber wirklich getragen, im Alltag, auf der Straße, im Haushalt, bei der Berufsarbeit oder den Urlaubsreisen? Und wie griffen die Nationalsozialisten in den Umgang mit Kleidung ein? Was hatte Alltagskleidung in den 1930er und 1940er Jahren mit Politik zu tun? Diese Frage haben sich bisher nur wenige gestellt. Zwar ist die NS-Zeit breit erforscht, mit der Frage der Kleidung und des Kleiderkonsums in der NS-Diktatur hat sich bislang gleichwohl kaum jemand befasst. Aus diesem Grund sind viele Mythen entstanden. Zum Beispiel: Die typische Frau der Nazizeit trug Tracht und Dirndl, am besten mit

Elegante Abendkleider.



Gretchenzopf. Das Kleidungsverhalten im „Dritten Reich“ war aber weitaus vielseitiger, wie die Ausstellung zeigen möchte.

Die Ausstellung zeigt anhand von mehr als 100 Originalkostümen und über 350 weiteren Exponaten aus der umfangreichen Textilsammlung des LVR-Industriemuseums und Leihgaben aus anderen Museen und Privatbesitz ein breites Spektrum der Kleidung und Mode der 1930er und 1940er Jahre. Auf über 400 qm präsentiert „Glanz und Grauen“ seidene Abendroben und raffiniert garnierte Kleider für den Nachmittag ebenso wie einfache Alltags- und Berufsgarderobe, Kleider aus Ersatzstoffen und solche der Notkultur.

Mode im internationalen Stil

Hauchzarte Chiffonkleider mit weich fließender Linie, die sich schmal um die Hüfte legt, Kleider im Schrägschnitt aus Ausbrennersamt... Zum Auftakt der Ausstellung „Glanz und Grauen. Mode im Dritten Reich“ wird im Gartensaal des Herrenhauses ein Querschnitt von eleganten Kleidern präsentiert, die einen Überblick über die Modeentwicklung von den späten 1920ern bis in die ersten Nachkriegsjahre geben.

Die einfache Form des „Hängerkleides“ löst sich gegen Ende der 1920er Jahre auf, Saum- und Taillenlinie verlaufen nicht mehr gerade, eingesetzte Stoffteile verlängern die Silhouette. Die wichtigsten Elemente der Kleidung der frühen 1930er Jahre waren die fließende Form und der Schrägschnitt, mit einem schlanken, natürlichen Körperideal. Insgesamt entsprach dies der modernen Stromlinienform. Nach einer kurzen romantischen Phase mit weiten, schwingenden Röcken, inspiriert von Filmen wie „Vom Winde verweht“ von 1939, prägte der Krieg die Mode. Stoffknappheit ließ die Rocksäume kürzer wer-



Paar in eleganter Kleidung, um 1940.

den und der Einfluss der Uniformen zeigte sich in der formalen Strenge von Schnitt, Material und Einfarbigkeit.

Einen vertiefenden Blick in das Modeschaffen der Zeit vermitteln in den Gesellschaftsräumen des Herrenhauses Zeichnungen der Berliner Modezeichnerin und Kostümbildnerin Ilse Naumann, die in den 1930er und 40er Jahren an vielen bekannten Film- und Theaterproduktionen mitgewirkt hat. Charakteristisch für ihre Kostümentwürfe ist ihr großes Repertoire an Farben, Formen und Stilen, mal klassisch, mal futuristisch, mal pompös, mal puristisch. Für ihre Entwurfszeichnungen verwendete sie neben Pappe auch Transparent- und Seidenpapiere, skizzierte die Silhouetten mit Bleistift und malte sie mit Wasserfarben aus.

Mode und Bekleidung im Alltag

Nach der Einführung in die modische Entwicklung der 1930er und 40er Jahre stellt sich die Frage, wie sah die Alltagsmode aus? Was wurde in Deutschland unter dem nationalsozialistischen Regime getragen – bei der Arbeit im Haushalt, im Büro oder in der Fabrik? Wie zeigte man sich in der Öffentlichkeit, in der Freizeit, beim Ausflug mit der NS-Organisation „Kraft durch Freude“? Die Ausstellung im 3. OG der „Hohen Fabrik“ präsentiert real getragene Kleidung der Zeit, moderne Kostüme für die berufstätige Frau, elegante Nachmittagskleider, schlichte Waschkleider und Schürzen für den harten Arbeitsalltag, Mäntel und Accessoires für die Straße. Immer wieder wird deutlich, dass Kleidung keine Privatsache war. Dabei interessierten sich die Nationalsozialisten weniger für die reine Modefrage als vielmehr für die Konsumgewohnheiten der „Volksgenossen“. Jedes Kleidungsstück sollte möglichst lange getragen werden. Der Appell der braunen Machthaber zur Sparsamkeit hatte ökonomische Gründe. Denn gerade die Herstellung von ziviler Kleidung war erheblich gedrosselt worden, damit der Aufrüstung und damit der Uniformproduktion immer mehr Rohstoffe zugeteilt werden konnten.

HJ-Uniform und „Judenstern“

Kleidung stand aber auch im Dienst nationalsozialistischer Ideologie und wurde instrumentalisiert, um „Volksgemeinschaft“ nach außen sichtbar zu machen. Die in der Ausstellung gezeigten Uniformen der Jugendorganisationen – Hitlerjugend (HJ) und Bund Deutscher Mädel (BDM) – waren wichtigstes Mittel um Zugehörigkeit und Gemeinschaft zu demonstrieren. Mit dem 1941 im Deutschen Reich eingeführ-

ten „Judenstern“ musste die größte Gruppe der aus der Volksgemeinschaft Ausgegrenzten ihre Kleidung kennzeichnen. Der staatlich organisierten Jugend stehen Jugendliche gegenüber, die sich dem Regime verweigerten. Ein eigener Kleidungsstil – Lederhose, kariertes Hemd, weiße Kniestrümpfe – war auch für sie gemeinschaftsbildend und Erkennungszeichen unter Gleichgesinnten.



Titel einer Modezeitschrift, März 1941.

Kino, Modezeitschriften
und ein exklusiver Lebensstil

Im Dachgeschoss der „Hohen Fabrik“ stehen zunächst die modischen Vorbilder im Mittelpunkt. Neben Modezeitschriften spielten Filmstars, zumal die weiblichen, eine wichtige Rolle. Auf der Leinwand, dem Zeitschriftencover oder dem Filmball lebten sie einen Ersatzluxus vor, der das Verspre-

chen auf Konsum auch in der Mangelwirtschaft wach hielt. Einen unbegrenzten Konsum und eine luxuriöse Garderobe konnte sich nur die wohlhabende Gesellschaft leisten, zu der auch die Parteigrößen und ihre Ehefrauen gehörten. Die ausgestellten Abendkleider und Accessoires geben einen Eindruck von dem exklusiven Lebensstil der Oberschicht.

Preisbindung und Kleiderkarte -
Einschränkungen für Verbraucher und
Händler

Welche Konsummöglichkeiten dem größten Teil der Bevölkerung offen standen, zeichnen die folgenden Ausstellungseinheiten nach. Nach dem Aufschwung ab 1933 konnten sich viele endlich wieder Stoffe und Konfektionswaren leisten, nur vorübergehend eine ungetrübte Freude. Denn mit den staatlichen Eingriffen in die Produktion ab 1936 verschlechterte sich die Qualität der Angebote. Für den Händler bedeutete dies, er musste Konfektionsware und Stoffe anbieten, bei deren Verarbeitung überall gespart worden war.

Die Exponate, Stoffe aus halb- und vollsynthetischen Materialien gemischt mit Baumwolle und Wolle sowie Kleidungsstücke bei denen am Futter, an den Nähten oder Knöpfen gespart wurde, zeigen die Veränderungen bei der Textilproduktion und Kleidungsverhalten. Kleider aus zweierlei Stoffen zeigen, wie mit dem Mangel umgegangen wurde. Preisbindung und Reichkleiderkarte steuerten und rationierten mit Kriegsbeginn 1939 den Konsum.

Entnazifizierung

Wie tief die Nationalsozialisten einen so alltäglichen Lebensbereich wie Bekleidung in ihre Herrschaft von Gewalt und Vernich-



Nachweislich Raubgut: aus den besetzten Ländern nach Deutschland mitgebrachte Waren, 1940-1945.

tung einbezogen, wird zum Schluss der Ausstellung deutlich. Neben der Enteignung jüdischer Textilbetriebe war auch die Ausraubung der besetzten Gebiete Bestandteil ihrer Wirtschaftspolitik. In Millionen von Feldpostpäckchen schickten die Soldaten neben Nahrungsmitteln auch Unmengen an Bekleidung in die Heimat. In der Sammlung des LVR-Industriemuseums sind einige solche Kleidungsstücke erhalten und werden in der Ausstellung präsentiert. Auch die Kleidung der Deportierten und Ermordeten wurde von den Nationalsozialisten nutzbar gemacht und füllte die Kleiderkammern der NS-Volkswohlfahrt.

Nähere Informationen im Internet unter:
http://www.glanz-und-grauen.lvr.de/de/nav_main/

Vertiefende Infos sowie großformatige Abbildungen mit spannenden Erläuterungen finden Sie in der Begleitbroschüre, die zur Ausstellung erschienen ist, sie ist im Museumsshop zum Preis von 9,95 € erhältlich: Glanz und Grauen.

Mode im ‚Dritten Reich‘.

ISBN 978-3-9813700-0-3

Dauer der Ausstellung:

9.3.2012 – 27.1.2013

LVR-Industriemuseum

Textilfabrik Cromford

Cromforder Allee 24

40878 Ratingen

www.industriemuseum.lvr.de

Öffnungszeiten

Di – Fr 10 – 17 Uhr

Sa & So 11 – 18 Uhr

Lumpen als Rohstoff **Historische Lumpenreißmühle** **Müllershammer**

Das LVR-Freilichtmuseum Lindlar ist wieder um eine Attraktion reicher. Die historische Lumpenreißmühle Müllershammer ist ab dem 23. Oktober 2011 eröffnet.

Nach dem 2007 begonnenen Wiederaufbau präsentiert sich der Müllershammer im LVR-Freilichtmuseum nun wieder mit hölzernem Wasserrad wie um 1890. Über eine Transmission (siehe Abb. S. 108) werden mit dem Wasserrad Maschinen angetrieben, die Lumpen aller Art in „Kunstwolle“, einen preiswerten textilen Rohstoff verwandeln. Im Erdgeschoss informiert die neue Dauerausstellung „Textile Wege“ über textiles Recy-



*Müllershammer:
Blick in die Dauerausstellung
mit der Transmission,*

cling in Vergangenheit und Gegenwart.

Im Lauf der Jahre erfuhr der Müllershammer viele bauliche Veränderungen. Von der ehemaligen, aus mehreren Gebäuden bestehenden Anlage, ist heute nur noch das Hauptgebäude übrig. Nach Originalplänen wurden das Wasserrad und die Transmission rekonstruiert. Um 1800 im Leppetal bei Lindlar erbaut war der Müllershammer ursprünglich ein eisenverarbeitender Betrieb. Im Jahr 1846 wurde er um eine Knochenstampfe erweitert, was die Herstellung von Kunstdünger für die Landwirtschaft ermöglichte. In den 1880er Jahren wurde der Müllershammer dann zur Lumpenreißerei umgebaut.

Vor Ort bestand keine Möglichkeit, das stark einsturzgefährdete Gebäude zu erhalten. Der Erwerb durch den Förderverein des Freilichtmuseums und die Gemeinde Lindlar bewahrte den Müllershammer vor dem Abriss. Mit seiner spannenden Nutzungsgeschichte steht er stellvertretend für viele kleinindustrielle Betriebe der Region, die stets versuchten, sich den politischen und wirtschaftlichen Veränderungen der Zeit anzupassen. Die Geschichte des Müllershammers weist auch zahlreiche Bezüge zur Gegenwart auf. Wirtschaftliche Entwicklungen, die globalen Einflüssen

und Veränderungen unterliegen, Umweltverschmutzung und textiles Recycling sind Beispiele dafür.

Mit dem neuen Ausstellungsbereich soll auch ein umwelthistorischer Akzent gesetzt werden. Im Obergeschoss entsteht eine neue Umweltwerkstatt, die die in der Ausstellung vorgestellten Inhalte für Schulklassen und interessierte Gruppen didaktisch weiter vertiefen soll. Hier wird über das textile Recycling früher und heute informiert. In Bezug auf die Nachhaltigkeit sollen damit die Alltagskompetenzen der Besucherinnen und Besucher gestärkt werden.

Landschaftsverband Rheinland
Bergisches Freilichtmuseum für Ökologie
und bäuerlich-handwerkliche Kultur
Schloss Heiligenhoven

51789 Lindlar

Tel 02266 9010 - 0 (Verwaltung)

Fax 02266 9010 - 200

Internet: www.freilichtmuseum-lindlar.lvr.de

E-Mail: freilichtmuseum-lindlar@lvr.de

Öffnungszeiten des Museums:

1. März bis 31. Oktober: Di. – So. 10 – 18
Uhr; 1. November bis 28. Februar: Di. –
So. 10 – 16 Uhr; Montags geschlossen.

RELIGIO**Westfälisches Museum
für religiöse Kultur**

RELIGIO ist seit September 2011 der neue Name für das ehemalige Heimathaus Münsterland und Krippenmuseum. Damit beginnt eine neue Epoche in der Museumsgeschichte:

Mit einem Anbau für das Telgter Hungertuch verändern sich nicht nur die Räume des Museums, auch die Inhalte der komplett neu konzipierten Ausstellungen weisen in eine neue Richtung. In Zukunft wird das Museum die religiöse Praxis in ganz Westfalen zeigen. Damit wandelt sich das Museum von einem Heimathaus zu einem volkscundlich ausgerichteten Religionsmuseum, welches das religiöse Handeln der Menschen in Westfalen in Geschichte und Gegenwart erklärt. Viele Informationen sind allgemeiner Natur und weisen weit über Westfalen hinaus.

Das Fach Volkskunde/ Europäische Ethnologie blickt auf die Praxis unterschiedlicher Religionen und Konfessionen, ohne sie in ihrer Unterschiedlichkeit zu bewerten. Vielen Menschen fehlt heute jedoch das religiöse Wissen, um die musealen Objekte religiöser Kultur in ihrer Bedeutung einordnen zu können. Das Museum bietet daher auch eine Fülle von Hintergrundwissen.

Das Museum stellt den Menschen in den Mit-

telpunkt. Wozu brauchen Menschen Religion? Welche Rituale pflegen sie? Welche Feste feiern sie? Und warum? Wie hat sich die religiöse Kultur hierzulande verändert? Worin unterscheidet sich das Christentum von anderen Religionen, die auch in Westfalen beheimatet sind? Was verbindet, was unterscheidet sie? Das Museum RELIGIO möchte einführen in die Welt der Religion und des Glaubens und zur Auseinandersetzung damit anregen. Objekte, Zeitzeugenberichte, Interviews und interaktive Medien bieten vielfältigste Zugänge zu dem gesellschaftlich hochaktuellen Thema.

Die neue Dauerausstellung zeigt die vielfältige religiöse Praxis in Westfalen von der Frühgeschichte bis in die Gegenwart.

Religiöse Vielfalt heute - der Tisch der Religionen

Der Tisch der Religionen zeigt die Religionen und die modernen spirituellen Angebote, die heute angeboten und praktiziert werden. Neben den christlichen Großkirchen



*Interaktive Medien am
„Tisch der Religionen“.*

und kleinen christlichen Religionsgemeinschaften sind alle Weltreligionen in Westfalen vertreten. Nordrhein-Westfalen ist das zuwanderungsstärkste Bundesland. Verglichen mit dem Bundesdurchschnitt sind die Menschen in Westfalen relativ religiös.

Übergangsriten

Religionen können den Menschen Halt und Orientierung geben. Besonders die Übergänge von einer Lebensphase in die andere werden häufig von religiösen Riten begleitet. Es gibt sie in fast allen Kulturen. Sie sind mit unterschiedlichen Glaubensvorstellungen verbunden und sehen verschieden aus. Ein Ritus schafft Halt und Orientierung für den Einzelnen und fördert den Zusammenhalt der Gruppe.

Glaubenslandschaft Westfalen

Das kirchliche Leben prägte die Menschen früher von der Wiege bis zur Bahre und durch das ganze Kirchenjahr. In den ka-

tholischen Regionen typisch katholisch, in den evangelischen Regionen typisch evangelisch. Bis heute sind in der Konfessionsverteilung die historischen Raumeinheiten sichtbar, die aus der Zeit der Territorialstaaten des 16. bis 19. Jahrhunderts stammen.

Das Telgter Hungertuch

Für die Präsentation des Telgter Hungertuches wurde ein eigener Anbau errichtet, in dem das kostbare Tuch nun lichtgeschützt präsentiert wird. Das Hungertuch stellt ein bedeutendes religiöses Kulturgut Westfalens dar. Das Fastentuch wurde 1623 gestiftet.

RELIGIO -

Westfälisches Museum für religiöse Kultur
Herrenstraße 1-2

48291 Telgte

Tel. +49 - 2504 - 93 120

Fax +49 - 2504 - 79 19

museum@telgte.de

<http://www.museum-telgte.de>



*Glaubenslandschaft
Westfalen: Abteilung
Wallfahrt.*

Museum der Niederrheinischen Seele

Die Villa Erckens ist ein lebendiges Kultur- und Ausstellungszentrum im „grünen Herzen“ der Grevenbroicher Innenstadt. Ein vielfältiges Ausstellungs- und Veranstaltungsprogramm, das neben Kunstausstellungen, kulturgeschichtliche Wechselausstellungen umfasst und durch zahlreiche kultur- und museumspädagogische Angebote ergänzt wird, kennzeichnet das Profil der Villa Erckens.

Die 1887/1888 als Wohnhaus für den Industriellen Oskar Erckens nach Plänen des renommierten Kölner Architekten Hermann Otto Pflaume (1830-1901) errichtete Villa blickt auf eine ereignisreiche Geschichte zurück. Das architektonische Kleinod im Stil einer französisch inspirierten „rheinischen“ Neorenaissance wurde im Jahre 1956 nach Schließung der Firma „Erckens und Co. Baumwollspinnerei und -weberei“ von der Stadt Grevenbroich erworben. In der Folgezeit diente die Villa bis zum Umbau Mitte der 1980er Jahre als Verwaltungsgebäude. Nach rund dreijährigen umfangreichen Baumaßnahmen wurde die Villa Erckens am 17. Juni 1989 als „Museum im Stadtpark“ eröffnet und der Grevenbroicher Öffentlichkeit übergeben.

Anfang März 2012 eröffnete in der Villa Erckens in Grevenbroich das neue „Museum der Niederrheinischen Seele“. Ermöglicht wurden die Innensanierung und die museale Einrichtung durch Förderungen des Landschaftsverbandes Rheinland, der Stiftung Kulturpflege und Kulturförderung der Sparkasse Neuss, der Stadt Grevenbroich sowie Mitteln des Konjunkturpaktes II. Sanierung, Konzept und Gestaltung wurden durch das Planungsbüro Dr. Ulrich Hermanns (Münster) entwickelt und realisiert.

Identität als Schatzkammer: Die neue Dauerausstellung in der Villa Erckens eröffnet auf rund 370 qm Ausstellungsfläche innovative und amüsante Zugänge zu regionalen Perspektiven. In farbenfrohen Themenräumen und interaktiven Angeboten lotet sie Mentalitäten und Lebenswelten aus, geht Menschen und Dingen auf den Grund, zeigt ihr Verhältnis zu Sprache, Landschaft, Energie, Essen und Trinken, Religionen, Festen und Arbeit. Das Land der Niederrheiner mit der Seele suchen – ein neues museales Highlight in der Region lädt hierzu ein.

Villa Erckens
Museum der Niederrheinischen Seele
Am Stadtpark
41515 Grevenbroich
Telefon: 02181/ 608 - 656
Fax: 02181 / 608 - 677
E-Mail: kultur@grevenbroich.de
Internet: www.museum-villa-erckens.de

Die Eifel Alltagsleben um 1900

2013 feiert der Eifelverein seinen 125. Geburtstag. Das Event der über 30.000 Mitglieder starken Bürgerinitiative für Wandern, Naturschutz, Kultur und Denkmalpflege wird am 25. Mai 2013 in Prüm stattfinden.

Zu diesem Ereignis steuert das ILR in Kooperation mit dem Eifelverein eine Foto-Ausstellung über das Alltagsleben in der Eifel bei. Die Ausstellung unternimmt anhand ausgewählter Fotobeispiele aus dem Rheinischen Volkskundearchiv des ILR eine visuelle Annäherung an frühere Alltagswelten. Sie zeigt u.a. Szenen vom Leben in Dorf

und Stadt, Eindrücke von harter Arbeit und Momente fröhlicher Feste.

Vernissage: 24.5.2013

Dauer der Ausstellung:

25. Mai 2013 - ca. 9. Juni 2013

Konvikt-Haus der Kultur

Kalvarienbergstraße 1

54595 Prüm

Nähere Informationen:

Dr. Dagmar Hänel (dagmar.haenel@lvr.de)

Horst-Eberhard Peters (hepeters@gmx.net)

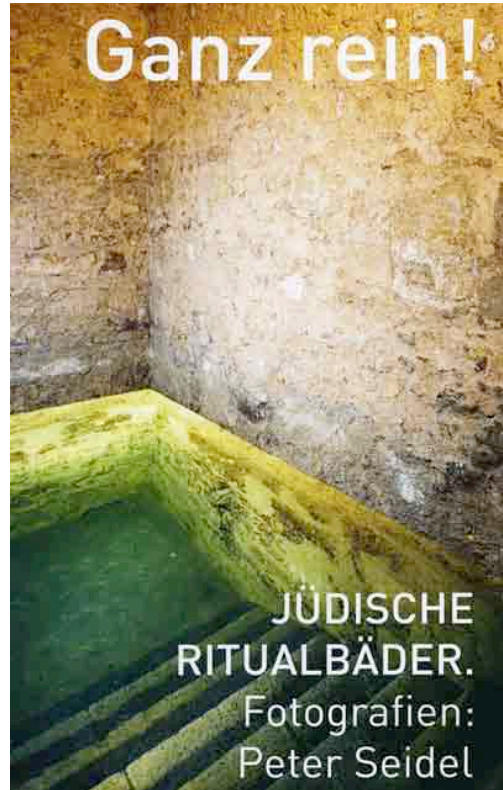
Ganz rein!

Jüdische Ritualbäder

Die Mikwe, wörtlich „Wasseransammlung“, ist ein jüdisches Tauchbad, welches der rituellen Reinigung von Körper und Geist dient. Die Bestimmungen zur Nutzung der Mikwe finden sich im Mischna-Traktat Mikwaot und gehen auf biblische Vorstellungen und Gebote zu Reinheit und Unreinheit zurück. Nur im Wasser einer Mikwe, die „lebendiges“, d.h. ungeschöpftes Wasser haben muss, können Personen oder Gegenstände vom Zustand des Unreinen wieder zum Zustand der Reinheit gelangen. Der Akt der Reinigung besteht im Untertauchen des ganzen Körpers. Zuvor muss der Körper gründlich gereinigt werden, da die Mikwe ausschließlich der Tahara, also der geistigen und spirituellen Reinheit, dient.

Damals und heute

Eine zentrale Stellung nimmt die Mikwe im Leben jüdischer Frauen ein. Eine



traditionell Lebende, streng religiöse jüdische Frau besucht die Mikwe zum ersten Mal am Tag vor ihrer Hochzeit, danach jeweils nach ihrer Menstruation bzw. der Geburt eines Kindes. Die meisten jüdischen Frauen pflegen das Ritual der Mikwe heute jedoch nicht mehr. Viele Vorschriften zur Mikwe beziehen sich auf den Dienst im Jerusalemer Tempel. Mit dessen Zerstörung 70 n. Chr. verloren sie jedoch an Bedeutung. Seitdem wird Männern das Tauchbad nur empfohlen. So gehen heute nur besonders religiöse jüdische Männer vor dem Schabbat oder hohen Feiertagen in die Mikwe. Auch Konvertiten müssen vor ihrem Übertritt ein rituelles Tauchbad nehmen.

Unterirdische Welten

Mikwen sind oft als Teil eines Synagogenbaus,

häufig aber auch freistehend und in Privathäusern errichtet worden. Das Wasser der Mikwe muss lebendig, das heißt fließend sein. Zu diesem Zweck wurden vielerorts sogenannte Grundwasser-Mikwen gebaut. Der Badeschacht für das Tauchbecken wurde mancherorts bis zu über 20 Meter tief in die Erde gegraben. Fast immer führen Treppen zum Tauchbecken, um die jahreszeitlich wechselnde Höhe des Wasserstands ausgleichen zu können.

Das Unsichtbare sichtbar machen

Der Frankfurter Fotograf Peter Seidel hat diese Räume unterhalb der Alltagsoberfläche erforscht. Von 1990 bis 2011 fotografierte er jüdische Ritualbäder in Frankreich, Italien, Spanien, Österreich und Deutschland. Seine Fotografien sind dokumentarisch-konzeptionell und versuchen, die „Heiligkeit“ dieser Orte zu respektieren, deren kontemplative Ruhe zu vermitteln und zu dokumentieren.

Zur Ausstellung ist ein Katalog erschienen:
Ganz rein! Jüdische Ritualbäder.

Fotografien von Peter Seidel.

Herausgegeben von den Jüdischen Museen
Franken, Frankfurt am Main, Hohenems
und Wien.

Holzhausen Verlag, Wien, 2010, mit
Beiträgen von Felicitas Heimann-Jelinek,
Gail Levin, Gerhard Milchram, Hannes
Sulzenbacher und Annette Weber.

Ausstellungsdauer:
bis 7. Oktober 2012

Römerthermen Zülpich
Museum der Badekultur
Mühlenberg 7
53909 Zülpich
Tel 02252 83806-0

Öffnungszeiten:

Dienstag-Freitag 10-17 Uhr

Samstag, Sonntag, Feiertage 11 -18 Uhr

Schuhtick

Von kalten Füßen und heißen Sohlen

Wir tragen sie täglich. Sie schützen und sie schmücken uns. Und sie zeigen uns, wo und wie wir leben und wer wir sind: Schuhe! Doch wann hat der Mensch die Schuhe erfunden und wie hat er sie über tausende von Jahren weiterentwickelt? Was haben mittelalterliche Schnabelschuhe mit der Manneskraft des Trägers zu tun? Und warum sang Elvis Presley über blaue Wildlederschuhe?

Diese und viele andere spannende Fragen werden in der Ausstellung beantwortet. Vom ersten Fußschutz des Menschen über römische Militärsandalen bis zum Designerschuh erzählt die Ausstellung von Schuhgeschichte(n) durch alle Zeiten und über die Kontinente. Die Ausstellung präsentiert über 400 Exponate, die zum Teil erstmals öffentlich zu sehen sind.

Dauer der Ausstellung:

20. September 2012 bis 10. März 2013

LVR-LandesMuseum Bonn

Colmantstr. 14-16

53115 Bonn

Tel 0228 2070 - 0

Fax 0228 2070 - 299

www.landesmuseum-lvr.de

Öffnungszeiten

Di.-Fr., So. 11.00 - 18.00 Uhr

Sa. 13.00 - 18.00 Uhr

„Die verwegene Horde“

Ein Jahr mit den
Hornpötter Hunnen

In der Vereinslandschaft des Rheinlandes spielen Hunnen-, Awaren- oder Mongolenhorden seit einigen Jahren eine immer größere Rolle. In ihren eindrucksvollen Rüstungen aus Leder und Fell bieten sie ein imposantes Bild in inzwischen zahlreichen Karnevalszügen – es handelt sich bei diesen Gruppen allerdings nicht um typische Karnevalsvereine, denn sie leben ihre Aktivitäten weit über die fünfte Jahreszeit hinaus. Wie lassen sich diese Gruppen zwischen live-Rollenspiel, living history und dem rheinischen Karneval verorten? Was steckt hinter diesen martialisch wirkenden Rüstungen?

Die Filmdokumentation begleitet eine rheinische Hunnenhorde, die I. Hornpötter Hunnenhorde 2001 e.V. aus Siegburg-Zange, bei zahlreichen Aktivitäten und im Vereinsalltag. Highlights wie der Festzug zum 10jährigen Vereinsjubiläum sind ebenso dabei wie die aufwendigen Aufbauarbeiten des Hunnenlagers.

*Hunnen im 21. Jahrhundert:
Full-HD und im Kino!*



Der Film zeigt einen lebendigen Verein, der in der lokalen Kultur von Stadt und Viertel verankert ist. Er vermittelt Einblicke in die Funktionsweisen von Vereinen, ihre Bedeutung für regionale Identitätsbildung und ihre wichtige Rolle im Kontext von bürgerschaftlichem Engagement. Der Film stellt Menschen vor, die im Verein die Hunnenrolle leben. Sie gestatten uns einen Blick hinter die Maske der kriegerischen Horde und in den Alltag eines Vereins im Rheinland.

„Die verwegene Horde“
Ein Jahr mit den Hornpötter Hunnen
Siegburg 2011
DVD 42 Minuten
Ein Film des LVR-Instituts für
Landeskunde und Regionalgeschichte
Produktion: LVR-Zentrum für Medien
und Bildung
Buch und Regie: Berthold Heizmann,
Dagmar Hänel
©LVR 2012

Käuflich zu erwerben zum Preis von 15,- Euro beim LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte, Endenicher Str. 133, 53115 Bonn, Tel. 0228 9834-278 oder unter hildegard.trautmann@lvr.de. Verleih: Zentrum für Medien und Bildung, Bertha-von-Suttner-Platz 1, 40227 Düsseldorf, Tel.: 0211 27404-3145

Von Kühen, Kartoffeln und Kaffeeklatsch – Arbeitsalltag auf dem Gut Schiefelbusch

Ein neues Filmprojekt

Wohl kaum ein Bereich der Alltagskultur ist in den letzten 50 Jahren so grundlegend verändert worden wie die Landwirtschaft. Die zunehmende Technisierung bis hin zur Industrialisierung der landwirtschaftlichen Produktion führte zu einem Prozess, der bis in die 1970er Jahre für die weitgehende Aufgabe kleiner und mittlerer Landwirtschaften führte. Überlebt haben überwiegend große Bauernhöfe, die sich zudem häufig auf nur noch einen Erwerbsschwerpunkt konzentriert haben.

Neben der Tendenz zur landwirtschaftlichen Massenproduktion entstanden seit den 1980er Jahren verstärkt ökologisch und nachhaltig arbeitende Betriebe, wobei die „Baubauern“ im europäischen Kontext immer noch ein Nischendasein führen.

Im „Bauernlädchen“ gibt es Produkte vom Hof und von regionalen Partnern.

Verschiedene Lebensmittelskandale haben die Verbraucher zunehmend sensibel gemacht für die Art und Weise, wie Lebensmittel produziert werden. Immer mehr Menschen suchen nach Alternativen zur europaweit einheitlichen Supermarktgurke. Kritik an langen Transportwegen von Milch und Milchprodukten sowie am entfremdeten Umgang mit der Natur wird immer lauter. Regionale Produkte, direkt beim Erzeuger gekauft, gehören zu den Angeboten, denen viele Verbraucher Vertrauen entgegenbringen. Mit dem Einkauf im Hofladen oder auf dem lokalen Wochenmarkt möchten zahlreiche Familien ihrer Forderung nach nachhaltiger Lebensmittelproduktion und regionalen Produkten Ausdruck verleihen.

Als Beispiel für einen solchen ganzheitlichen, nachhaltigen Hof hat unser LVR-Institut das Bauerngut Schiefelbusch ausgesucht, gelegen auf der Scheider Höhe am Rand des Bergischen Landes. Albert und Helga Trimborn führen das Gut seit 25 Jahren und haben sich entschieden, den typisch bergischen Bauernhof als Vollerwerbsbetrieb mit Direktvermarktung der eigenen Produkte zu führen.





*Der Innenhof
des Direktvermarkters.*

Statt auf Monokulturen und Massentierhaltung zu setzen, findet der Besucher in Schiefelbusch eine große Vielfalt: Grünland, Ackerbau, Waldflächen und Sonderkulturen wie Erdbeeren und Spargel, angebaut werden verschiedene Getreide, Kartoffeln und Mais. In den Ställen und auf den Wiesen leben Kühe, Hühner, Schweine, Gänse und ein Pferd. Daneben bieten die Trimborns Blumen zum Selberschneiden und pflegen Streuobstwiesen für die Apfelsaftgewinnung. Ihre Produkte von Erdbeeren und Eiern über Milch, Käse bis zur Blutwurst und selbst gemachten Marmeladen vertreibt Familie Trimborn im Bauernlädchen – seit 1985, damals war ihr Hofladen einer der ersten im Bergischen Land. Inzwischen hat sich nicht nur das Sortiment erweitert, hinzugekommen ist auch ein eigenes Bauerncafé, in dem selbst gebackener Kuchen sowie herzhafte Speisen aus eigener Produktion angeboten werden. Auch für Tagungen und Seminare sind entsprechend ausgestattete Räume vorhanden, Ferienwohnungen für einen längeren Aufenthalt auf dem Bauerngut ebenfalls.

Besonders wichtig sind Familie Trimborn Nachhaltigkeit und eine enge Anbindung an die Region. Ihre Vorstellung von moderner nachhaltiger Landwirtschaft geben sie gerne weiter: Regelmäßig besuchen Kindergärten und Schulklassen den Hof und erleben die Arbeit des Landwirts hautnah im „offenen Klassenzimmer“. Aber auch Erwachsene sind eingeladen, sich bei Hofführungen über Landwirtschaft und gesunde Ernährung zu informieren.

Unser Film begleitet das Ehepaar Trimborn durch ein Arbeitsjahr. Dabei werden exemplarisch ausgewählte Arbeitsbereiche vorgestellt werden, die die Vielfältigkeit und Besonderheit des Bauernguts zeigen. Die Dreharbeiten zu der auf rund 45 min angelegten Dokumentation sind abgeschlossen, die Präsentation soll im Herbst 2012 auf Schiefelbusch erfolgen.

Noch mehr Rheinisch! Regionalwörterbuch „Kappes, Knies & Klüngel“ in der 7. Auflage

Nach beinahe zehn Jahren und nach sechs Auflagen ist in diesem Jahr nun erstmals eine erweiterte und bearbeitete Fassung des Regionalwörterbuchs erschienen. Eine Neubearbeitung war deshalb notwendig geworden, weil viele Leserinnen und Leser über die Jahre der Bitte im Vorwort gefolgt waren und Ergänzungen zu Wortartikeln oder sogar neue Wörter an die Wörterbuchredaktion gesandt hatten. Der Umfang ist deshalb um etwa ein Fünftel angewachsen.

Die Gründe für den anhaltenden Erfolg des Regionalwörterbuchs kann man wohl auf einen kurzen Nenner bringen: Mehr Rheinisch geht eigentlich nicht! Da heute kaum noch Mundart gesprochen wird, sind die meisten der früher so typischen lokalen oder regionalen Sprachmerkmale verloren gegangen. Allerdings nicht alle! In der regionalen Umgangssprache, die an die Stelle der alten Dialekte getreten ist, hat sich noch eine stattliche Anzahl von Mundartwörtern gehalten, die für das Rheinische auch heute noch typisch und kennzeichnend sind - und genau diese Wörter sind in „Kappes, Knies & Klüngel“ versammelt: brasseln, friemeln, Knäppchen, Söller, döppen, Hippe usw. Auch heute noch können sich Rheinländerinnen und Rheinländer an ihrer Sprache erkennen, auch in der nachdialektalen Zeit ist die Sprache immer noch ein kaum zu überschätzender Teil der regionalen, der rheinischen Identität.

Das Regionalwörterbuch ist gleichsam die Essenz all dessen, was die Umgangssprache zwischen Emmerich und der Mosel so unverwechselbar „rheinisch“ macht. Allerdings ist auch – oder gerade

– die Umgangssprache großen Veränderungen unterworfen. Viele der typischen Wörter, die das Wörterbuch dokumentiert, kennen Jugendliche im Rheinland schon nicht mehr. Es ist deutlich zu erkennen, dass die zukünftige Alltagssprache immer weniger „rheinisch“ sein wird. Damit erfüllt „Kappes, Knies & Klüngel“ eine weitere wichtige Funktion: Es dokumentiert einen Wortschatz, der in dieser Form vielleicht schon bald nicht mehr hörbar sein wird.

Peter Honnen:

Kappes, Knies & Klüngel.

Regionalwörterbuch des Rheinlands.

Siebte, überarbeitete und erweiterte Auflage.

Greven Verlag Köln, 2012.

269 Seiten. ISBN 978-3-7743-0601-1.

Jans(s)en – ein Name mit Erklärungsbedarf

Wer am Niederrhein nicht selbst *Janssen* (bzw. *Janßen*, *Jansen*, *Janhsen* oder *Janshen*) heißt, hat mit einiger Wahrscheinlichkeit doch Vorfahren, die diesen Namen getragen haben. Warum – das ist in diesem Buch nachzulesen, das, wie es im Untertitel heißt, die „Erfolgsgeschichte“ dieses Namens beschreibt. In chronologischer Reihenfolge werden Menschen dieses Namens vorgestellt bzw. Menschen, die diesen Namen oder einen seiner Vorläufer hätten tragen können: Ein Kellermeister namens *Johannes* macht den Anfang, der anno 1416/1417 erwähnt wird und noch ohne Beinamen auskommt. Die Reihe setzt sich mit *Katryn Jannes* (1422/1423) und *Segher Johansoen* (1439) fort. Im 19. Jahrhundert ist die Namensentwicklung am Niederrhein dann im Wesentlichen abgeschlossen.

Der heutige Name *Janssen* hat ganz

verschiedene Geschichten – je nachdem, für welchen Ort man sie erzählt. Die „klassische“ Variante setzt bei dem Beinamen *Jansson* an, aus dem sich später dann *Janssen* entwickeln konnte: *Janssen* im Gefolge eines älteren Sohn-Namens also. Diese Geschichte hat Gültigkeit für die Orte im nördlichsten Teil des Niederrheins und für die angrenzende niederländische Region um Nimwegen und Arnheim. Cornelissen belegt das durch den Fall eines Mannes, den ein städtischer Schreiber im Jahre 1592 *Brandt Janssoen* nennt, der eigenhändig aber als *Brandt Jansen* unterschreibt. Für die niederrheinischen Orte weiter südlich kommt der Bonner Namenkundler zu anderen Ergebnissen: Im Raum Wesel-Duisburg entfaltet sich der Name trotz spätmittelalterlich durchaus vorhandener Ansätze in der Neuzeit kaum: hier verweigert man sich dem Namen sozusagen. Anderswo am Niederrhein scheint der Name *Janssen* dagegen ältere regionale Varianten (wie beispielsweise *Janissen* oder *Jennißen*) verdrängt zu haben. Auch der alte Beiname *Jans* gerät ins Blickfeld, der dem später „in Mode“ kommenden Konkurrenten *Janssen* nicht viel entgegenzusetzen hatte. Wer heute also *Janssen* heißt, kann durchaus von der Familie *Jennißen* oder *Jans* abstammen.

Der Verfasser erläutert die sprachgeschichtlichen Hintergründe für die verschiedenen Schreibvarianten (*Janssen*, *Janßen*, *Jansen*, *Janhsen*, *Jansben*) und stellt an einem wahren Einzelfall dar, wie ein Gerichtsverfahren in Sachen Namensschreibung ausgehen kann. Schließlich skizziert er, abzulesen an dem umfangreichen Register der einbezogenen Familiennamen, Grundzüge der niederrheinischen Namensgeschichte. Eine ILR-Kooperation mit dem Emmericher Geschichtsverein, dem Historischen Verein für Geldern und Umgegend, dem Klevischen Verein für Kultur und Ge-

schichte/Freunde der Schwanenburg und der Historischen Vereinigung Wesel.

Georg Cornelissen:

Jans(s)en vom Niederrhein.

Die Erfolgsgeschichte eines Namens.

Boss-Verlag Kleve, 2011. 2. Aufl. 2012.

108 Seiten, 17 Abbildungen und Karten.

ISBN 978-3-89413-173-9.

Steffeler Platt

Die Eifel ist in der rheinischen Wörterbuchlandschaft ein weißer Fleck. Das hat vorrangig zwei Gründe. Zum einen wird, oder besser wurde, hier noch weitaus mehr Mundart gesprochen als im nördlicheren Rheinland, eine „Rettung“ des Dialekts für die Nachwelt in Form eines Wörterbuchs scheint den Mundartsprechern deshalb noch nicht opportun. Zum anderen sind die Eifelorte eher klein, eine zeitaufwändige und mühsame Dokumentation wird selbst im günstigsten Fall nur wenige Leser finden. Das schreckt potentielle Wörterbuchautorinnen und -autoren verständlicherweise ab. So ist es kein Wunder, dass nach Erscheinen des Wörterbuchs „Wörter und Sachen im Wildenburger Ländchen“ von Manfred Konrads im Jahre 1981 nahezu dreißig Jahre vergingen, bis wieder Dokumentationen örtlicher Eifeldialekte veröffentlicht wurden. Nach „Öm et net ze verjääße: Eifeler Dialekt – ein Wörterbuch“ von Alois Groß und Hans L. Hilgers, das 2009 vorgestellt wurde und den Dialekt von Üxheim in der Nordeifel beschreibt, erschien im September des letzten Jahres nun das Buch zum Steffeler Platt von Hermann Palms, das mit dem erstgenannten nun um den inoffiziellen Titel des „Wörterbuchs für die kleinste Sprechergemeinde“ konkurriert.

In Steffeln leben weniger als 500 Menschen, um so höher ist das Engagement des Autors zu bewerten, für eine so kleine Gemeinde eine eigene Dokumentation zu erarbeiten. Für die Sprachwissenschaft ist sie ein Glücksfall, da nun endlich auch einmal ein Dialekt aus der Vulkaneifel beschrieben und ein Blick in die – langsam verschwindende – Alltagssprache eines wirklich kleinen Ortes möglich ist, der sonst nie in den Fokus der Wissenschaft geraten wäre. Hermann Palms hat über 2500 Wörter und Redewendungen gesammelt, die, nach Wortarten geordnet, ein lebendiges Bild der Ortsmundart von Steffeln vermitteln. Durch die Art der Darstellung ist das Wörterbuch auch so etwas wie eine kleine Ortsgrammatik, da die Wortarten immer auch – oft in tabellarischer Form – systematisch beschrieben werden. Besonders ausführlich wird darüber hinaus das „bewegliche n“, wie die Erscheinung der so genannten „Eifler Regel“ auch genannt wird, beschrieben und mit vielen Beispielen illustriert und kategorisiert. Als schöne Zugabe beschließt ein Kapitel das Wörterbuch, in dem weit verbreitete „Fehler“ vorgestellt werden, die viele Steffeler auf Grund ihres dialektalen Hintergrunds begehen können, wenn sie im Alltag Hochdeutsch sprechen.

Es bleibt zu hoffen, dass in Zukunft auch andere Mundartsprecher oder –sprecherinnen den Mut finden, den Ortsdialekt ihres kleinen Eifelortes zu dokumentieren, so wie es Hermann Palms dankenswerterweise sehr gelungen vorgemacht hat. Es lohnt sich – auch für wenige Leser!

Hermann Palms:
 Mir schwätze Platt.
 Dialekt und Grammatik untersucht am
 Steffeler Platt.
 Eifelverein Ortsgruppe Steffeln, Steffeln
 2011. 263 Seiten.

Höfe, Hofnamen und Bauernnamen

Die Geschichte niederrheinischer Bauernhöfe reicht nicht selten bis ins Mittelalter zurück. Und manchmal tragen sie bis heute einen Namen, der genauso alt ist. Die Geschichte der Höfe (und Katen) in Sonsbeck ist das Thema eines Sammelbandes, der insgesamt neun Beiträge sowie eine Liste der Höfe enthält. Autoren sind neben dem Herausgeber Michael Knieriem noch Georg Cornelissen, Griche Gerrits (+), Heinz Holtwick, Heinz-Peter-Kamps, Heinrich Kerstgens, Udo Oerding sowie Carl Schumacher (+).

Die beiden umfangreichsten Aufsätze seien hier kurz skizziert. Michael Knieriem ediert „Verzeichnisse der Höfe und Katen im ehemaligen Amt Sonsbeck aus dem 17. und 18. Jahrhundert“ (S. 14-49), dabei werden die verschiedenen Zeitschnitte auf erhellende Weise zueinander in Bezug gesetzt. Editionen wie diese stellen wertvolles Material für weitere Forschungen zur Verfügung – auch für namenkundliche Untersuchungen. Georg Cornelissens Beitrag ist „Zur Geschichte der Sonsbecker Hofnamen von 1319 bis heute“ überschrieben (S. 50-71). Er beschreibt u. a. den „Namenwechsel“ von Höfen, das Phänomen der „Namenübertragung“ (Höfe übernehmen den Namen neuer Bewohner und umgekehrt) und den „Namenverlust“; analysiert werden ferner die Varianten bestimmter Namen im Laufe der Jahrhunderte.

Michael Knieriem (Hrsg.):
 Sonsbecker Höfe, Namen und Bilder. Fragen an die Geschichte der Höfe und Katen in Sonsbeck, Labbeck und Hamb. Mit einer Karte.
 Verein für Denkmalpflege Sonsbeck, Goch
 2011. 190 Seiten, 106 Fotos.
 ISBN 978-3-941559-25-7.

Jiddisch im Rheinland

Auf den Spuren der Sprachen der Juden

In enger Zusammenarbeit zwischen der ILR-Sprachabteilung, namentlich Herrn Peter Honnen, und dem LVR-Kulturhaus Landsynagoge Rödingen, vertreten durch die Judaistin Frau Monika Grübel, fand am 29. Juni 2012 in Köln-Deutz die Tagung über „Jiddisch im Rheinland“ statt.

Mehr als 130 Teilnehmende trotzten dem Sommergewitter und kamen im LVR-Horion-Haus zusammen, um mehr über das Jiddische, die Sprache der aschkenasischen Juden, zu erfahren. Die Tagung sollte, wie Dr. Eckhard Bolenz, Leiter des ILR, in seiner Begrüßungsansprache erläuterte, dazu beitragen, eine ehemalige Alltagssprache des Rheinlands genauer zu beleuchten.

In ihrem Überblick über das Ostjiddische erläuterte Frau Evita Wiecki einleitend, wie es über die englische Bezeichnung der jüdischen Sprache zum Ausdruck Jiddisch kam. Daraufhin wurde die Genese des Ostjiddischen beschrieben, das sich als „Fusion-Language“ immer im engen Kontakt mit anderen Sprachen befunden hat und somit slawische, romanische, hebräische und deutsche Komponenten hat. Den starken Einfluss jüdischer Schriftsteller auf das Jiddische beschrieb Frau Wiecki im zweiten Teil ihres Beitrags. „Doß kléjne méntschele“ von Schólem-Jánkew Abramówitsch wurde ebenso thematisiert, wie die drei „Klassiker“ der modernen jiddischen Literatur Schólem Aléjchem (eigtl. Rabinówitsch), Nóchem-Méjer Schajkéwitsch und Jízschok Léjbusch Pérez. Von der Aufbruchstimmung der Czernowitzer Sprachkonferenz von 1908, auf der die Resolution verabschiedet werden sollte, dass Jiddisch *die* Nationalsprache der Juden sei, aber abschließend formuliert wurde, dass

es *eine* von mehreren Nationalsprachen der Juden ist, spannte sie den Bogen über die Blütezeit des Jiddischen in den 1920er Jahren, mit über 12 Millionen Sprechenden, zum Niedergang bedingt durch den Holocaust und zur heutigen Verbreitung.

Professor Dr. Roland Gruschka gab in seinem Vortrag einen Abriss über die Entstehung des Westjiddischen, dessen Anfänge in den SchUM-Gemeinden (Schpira/Speyer–Warmaisa/Worms–Magenza/Mainz) im 10. Jahrhundert liegen. Er räumte bei den Teilnehmenden mit der Vorstellung auf, dass das Jiddische nur eine gesprochene Sprache ist und verdeutlichte, dass es von Anfang an eine Schriftsprache, geschrieben in Hebräischer Schrift, war. Weiter ging er auf die Genese des Westjiddischen aus dem Altfranzösischen, Hebräisch-Aramäischen und der mittelhochdeutschen Dialekte und seiner Verbreitung ein. Da Westjiddisch nicht mehr gesprochen wird, gab Professor Gruschka Hinweise mit auf den Weg, wo einem diese Sprache heutzutage noch begegnen kann.

Das Ruhrdeutsche, genauer gesagt der gesprochene Dialekt in Essen, wurde von Herrn Prof. Dr. Dr. hc. Heinz H. Menge unter die Lupe genommen. Anhand von eindrucksvollen Textbeispielen wurde gezeigt, dass fast jedes sechste umgangssprachliche Wort im Ruhrdeutschen aus dem Jiddischen kommt.

Geheimsprachen wurden dem Publikum von Herrn Dr. Klaus Siewert nähergebracht. Es wurde geklärt, wie sich diese Sondersprachen von Mundart und Hochsprache abgrenzen, warum es diese überhaupt gibt, von wem sie zu welchem Zweck gesprochen wurden und welchen Einfluss Hebraismen und Jiddisch auf diese hatten. Natürlich wurden auch die Schwierigkeiten, die sich bei der Erforschung einer geheimen, nicht schriftlichen Sprache ergeben, angesprochen.



*Moderatoren
(Alexander Schmalz, Monika Grübel).
Aufmerksame Zuhörer.*

Da Dr. Ane Kleine-Engel leider nicht an der Tagung teilnehmen konnte, verlas Dr. Alexander Schmalz ihren Vortrag über Jiddisch in der aktuellen Umgangssprache. Mithilfe von Suchmaschinen wurde von ihr das Internet systematisch nach Jiddismen abgesucht. Neben tatsächlicher Verwendung jiddischer Wörter in der Umgangssprache wurden zahlreiche Foren aufgedeckt, in denen lediglich über die Abstammung eines bestimmten Wortes oder einer Redewendung diskutiert wird. Dr. Ane Kleine-Engel konnte zeigen, dass es einen zwar kleinen, aber regelmäßig genutzten Kernbestand jiddischer Wörter in der deutschen Sprache gibt.

Die Archäologische Zone der Stadt Köln mit ihren bedeutenden Funden stand im Mittelpunkt der Vorträge von Prof. Dr. Elisabeth Hollender und Frau Prof. Dr. Erika Timm. Seit 2007 finden vor dem Kölner Rathaus Grabungen statt. In der Zerstörungsschicht von 1349 konnten, wie Frau

Prof. Hollender referierte, wichtige Schriftfunde gemacht werden. Neben hebräischen Bauinschriften – besonders eine profane Monumental-Inschrift mit Hinweisen zu einem Kloakendurchbruch muss hier erwähnt werden – wurden mehr als 107.000 Schiefertäfelchen ausgegraben und auf mehr als 200 dieser Täfelchen konnte bislang Text ermittelt werden. Da aus dem Mittelalter fast ausschließlich hebräische, meist religiöse Texte überliefert sind, stellen diese Funde mit zum Teil Jiddischen Inschriften einen äußerst bedeutenden Fund dar, wie Frau Prof. Hollender betonte. Auf einer Abbildung einer größeren Schiefertafel konnte sie zeigen, dass es sich vermutlich um eine Namensliste mit Geldbeträgen einer Bäckerei handelt. Neben hebräischen konnten hier auch deutsche Namen wie Köppchen (für Jakob) gefunden werden. Ein weiterer bedeutender Fund aus der Archäologischen Zone wurde von Frau Prof. Timm vorgestellt. Zunächst erläuterte sie, wie mithilfe von Fotografien etwa 1400 Zeichen auf einem Stein lesbar gemacht werden konnten. Obwohl es sich um hebräische Schriftzeichen handelt und keine lateinischen Schriftteile gefunden wurden, ist der Text wohl mittelhochdeutsch. Frau Prof. Timm betonte, dass es sich um den wahrscheinlich ältesten aschkenasischen Text handelt und dass es Indizien gibt, dass dieser älter als der „Cambridge Codex“ von 1382 ist. Für das Publikum besonders eindrucksvoll war die Rezitation eines Teils dieser Versdichtung.

In der anschließenden Diskussionsrunde konnten die Referenten noch viele Fragen beantworten. Vor Beginn des „Schabbes“ ging die überaus erfolgreiche Tagung zu Ende.

Alexander Schmalz

Erinnern – Gedenken – Vergessen?

Kurz vor einem Jubiläum ...

Es ist nicht mehr lang bis zum Jahr 2014. Dann steht ein Ereignis zur Erinnerung an, das als kollektives Trauma des 20. Jahrhunderts in die Geschichte eingegangen ist: der Erste Weltkrieg. In Deutschland ist das Gedenken an diesen Krieg aufgrund der besonderen Rolle, die der Zweite Weltkrieg für unsere Gesellschaft spielt, heute oft nachgeordnet. Offizielle kollektive Gedenkrituale wie am Volkstrauertag erinnern an „die Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft“ und schließen damit meist beide Kriege ein. In den europäischen Nachbarstaaten Belgien und Frankreich ist das anders: dort ist der Erste Weltkrieg bis heute la Grande Guerre, der Große Krieg – Kriegsbeginns- und Enddaten sind schon den Schulkindern präsent. In Großbritannien ist der Remembrance Day nationaler Erinnerungstag. Das heißt aber nicht, dass der Erste Weltkrieg bei uns vergessen wird. Wer sich im Rheinland

*Kranzniederlegung am Ehrenmal.
Antweiler, Kr. Ahrweiler.*



*Ehrenmal für die Gefallenen
in Antweiler, Kr. Euskirchen.*

genauer umschaut, findet in fast jeder Gemeinde mindestens einen Erinnerungsort zum Ersten Weltkrieg: Mahn- und Denkmale, Friedhöfe mit Gräbern von Soldaten, Tafeln in und an Kirchen oder Rathäusern, die beispielsweise an die Gefallenen 1914-1918 aus den Reihen der freiwilligen Feuerwehr des Ortes erinnern.

Die Abteilung Volkskunde des ILR ist auf der Suche nach aktuellen Erinnerungsritualen, vor allem zum Ersten Weltkrieg. Sind Sie Mitglied in einem Verein, in dem das Gedenken an die Kriegsoffer jedes Jahr vollzogen wird, mit einer Kranzniederlegung oder ähnlichem? Gibt es in Ihrer Gemeinde Initiativen, die sich um Soldatengräber oder ehemalige Schlachtfelder kümmern? Wenn Sie uns bei einer aktuellen Forschungsarbeit unterstützen möchten, melden Sie sich gerne. Wir sind konkret auf der Suche nach Bild- und Filmmaterial zur Weltkriegserinnerung sowie nach Vereinen und Gruppen, die über ihre Erinnerungsrituale Auskunft geben können.

Weitere Informationen und Kontakt:

Dr. Dagmar Hänel

LVR-Institut für Landeskunde und
Regionalgeschichte

Tel 0228 9834-261; dagmar.haenel@lvr.de

„urban knitting“

Nun ist es auch hierzulande angekommen, das „urban knitting“. Eine traditionelle Kulturtechnik, das Stricken, das eigentlich ein bisschen aus der Mode gekommen war, ist zurück. Noch bis Mitte des 20. Jahrhunderts galt das Stricken als angemessene Beschäftigung für Mädchen und Frauen. Wie alle häuslichen Handarbeiten wurden sie als fleißiger und nützlicher Zeitvertreib angesehen – ein schönes Hobby für brave Mädchen und die gute Hausfrau. Mit den braven Mädchen ist es schon lange vorbei – und das „urban knitting“ ist eine Protestform, die vor allem weibliche Protagonisten anspricht.

Die Geschichte ist schnell erzählt: Magda Sayek, eine junge Frau aus Texas/USA, umstrickte 2005 den Türgriff zum Eingang ihres Ladenlokals – sie wollte einen bunten, weichen Akzent in einer tristen Umgebung der Großstadt schaffen. Schnell verbreitete sich das „urban knitting“, also Stricken im städtischen Raum, auch „yarn bombing“ (Garnbombe) genannt, in den Großstädten der Welt. 2010 kam der Trend in Frankfurt am Main an, seit 2011 gibt es mit „fluffy on tour“ (flauschig unterwegs) eine Gruppe von urban knitters im Rheinland.¹

Aber was soll das Ganze? Urban knitting hat eine Botschaft. Zum einen gehört es in das breite Feld der Straßenkunst. Die Straße, der öffentliche Raum, wird von Bürgerinnen und Bürgern als künstlerisches Ausdrucksmedium zurückerobert. Ob Graffiti, Straßentanz, Parcours oder eben textile Kunstwerke an den seltsamsten Stellen – immer geht es um Zeichen im öffentlichen Raum. Am Bauzaun des neuen Bahnhofs in Stuttgart beispielsweise wurden immer



*Gestrickt: Geschwindigkeitsbegrenzung.
Münster, 2012.*

wieder Strickobjekte angebracht – eine Protestform, die ohne Gewalt und ohne Zerstörung auskommt, die aber trotzdem eine deutliche Sprache spricht. Einer Leninstatue in Seattle wurden rote Handschuhe angelegt, in Mexiko City wurde ein kompletter Bus eingestrickt, Parkuhren bekommen bunte Zipfelmützen – viele der „urban knittings“ regen zum Schmunzeln und zum Nachdenken an.

Die Welt ein bisschen bunter, weicher und fröhlicher machen – diese Botschaft ist nur scheinbar naiv, es lohnt sich, darüber nachzudenken. Vielleicht beim Stricken.

¹ <http://www.fluffy-on-tour.de/1,000000434712,8,1>

Sprache

Bonner Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. Bearbeitet von Ansgar Sebastian Klein. Bonn 2011.

Cornelissen, Georg: Jans(s)en vom Niederrhein. Die Erfolgsgeschichte eines Namens. Kleve 2011. 2. Aufl. 2012.

Cornips, Leonie: *Eigen en vreemd.* Meertaligheid in Nederland. Amsterdam 2012.

Der große Hüsch. Das Beste aus 33 Büchern. Herausgegeben von Georg Bungter und Jürgen Pankarz. 2 Bände. Köln 2011. (mit CD)

Debrabandere, Frans: Limburgs etymologisch woordenboek. De herkomst van de woorden uit beide Limburgen. Leuven [Löwen] 2011.

Dien eige taal. Lieërlingeboek. Oetgave in 't Thoears. Redactie: Pierre Bakkes, Ton van de Wijngaard. Vertaling in 't Thoears: Har Sniekers. Roermond, Thorn 2012.

Glaser, Elvira/Schmidt, Jürgen Erich/Frey, Natascha (Hrsg.): *Dynamik des Dialekts – Wandel und Variation.* Akten des 3. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD). (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte 144). Stuttgart 2011.

Göttert, Karl-Heinz: *Alles außer Hochdeutsch.* Ein Streifzug durch unsere Dialekte. Berlin 2011.

Heinen, Franz-Josef/Kremer, Edie: *Mo-stert, Bics und Beinchen stellen.* Alltagssprache in Ostbelgien. Eupen 2011.

Heuser, Rita/Nübling, Damaris/Schmuck, Mirjam (Hrsg.): *Familiennamengeographie.* Ergebnisse und Perspekti-

ven europäischer Forschung. Berlin, New York 2011.

Honnen, Peter: Kappes, Knies & Klüngel. Regionalwörterbuch des Rheinlands. Siebte, überarbeitete und erweiterte Auflage. Köln 2012.

Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearbeitet von Elmar Sebold. 25., durchgesehene und erweiterte Aufl. Berlin, Boston 2011.

Knieriem, Michael (Hrsg.): Sonsbecker Höfe, Namen und Bilder. Fragen an die Geschichte der Höfe und Katen in Sonsbeck, Labbeck und Hamb. Mit einer Karte. Goch 2011.

Krug, Margret/Müller, Karl-Otto: Dööerper Platt im Schpezijalwööderbooch vom Waldbröler Platt un däm uss den Hööewen drömmöröm, jesammelt un opjeschriiewen vom M.K. und K.-O.M. Mitjeholpen hann et Marion Gelhausen un et Anita Herweg, jezeechent hät der Werner Engelbert [...]. [Waldbröl] 2009.

Language and Space. An International Handbook of Linguistic Variation. Volume 1: Theories and Methods. Edited by Peter Auer and Jürgen Erich Schmidt. Volume 2: Language Mapping, Part I + Part II (Maps). Edited by Alfred Lameli, Roland Kehrein, Stefan Rabanus. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 30.1 und 30.2). Berlin, New York 2010.

Linden, Fritz-Peter: *Et jit net jerannt.* Gesammelte Eifel-Einsichten. Mit Zeichnungen und weiteren Zugaben. Hillesheim 2011.

Mitterauer, Michael: *Traditionen der Namengebung.* Namenkunde als interdisziplinäres Forschungsgebiet. Wien, Köln, Weimar 2011.

Neuköther, Karl (Stelten Karl): *Wie dat Läwen so spöllt. Kleine Vertällstöckskes op Hönxe Platt [...].* Hünxe 2011.

Palms, Hermann: *Mir schwätze Platt. Dialekt und Grammatik untersucht am Steffeler Platt.* Steffeln 2011.

Pasch, Jupp: *Niederrheinisches Liederbuch. Wir singen Platt.* Krefeld 2011.

Pasch, Jupp: *Ek mog dech.* Krefeld 2012.

Platbook 4. Fitsprovins. Redactie: Wim Kuipers. Maastricht 2010.

Platbook 5. Modern Maas. Redactie: Els Diederer. Maastricht 2011.

Riehl, Claudia Maria: *Sprachkontaktforschung. Eine Einführung. 2., überarbeitete Aufl.* Tübingen 2009.

Schmidt, Jürgen Erich/Herrgen, Joachim: *Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. (Grundlagen der Germanistik, 49).* Berlin 2011.

Schulte-Wess, Ann Christin: *Die Viehhändlersprache in Westfalen und im nördlichen Rheinland.* Bearbeitet und hrsg. von Klaus Siewert. Münster 2007.

Siewert, Klaus: *Die geheime Sprache der Tiötten.* Mit Dokumentenanhängen. Typoskript der Arbeit von Louis Stüve, *Die Tiöttersprache*, Recke 1923, mit handschriftlichen Korrekturen von Fritz Hettlage. Zet-telglosar des Fritz Hettlage. Briefwechsel Friedrich Kluge – Louis Stüve 1900-1901. Hamburg, Münster 2010.

Siewert, Klaus: *Humpisch. Eine Geheimsprache westfälischer Leinenhändler.* Mit Dokumentenanhängen. Typoskript der Arbeit von Louis Stüve, *Die Tiöttersprache*, Recke 1923, mit handschriftlichen Korrekturen von Fritz Hettlage. Briefwechsel

Friedrich Kluge – Louis Stüve 1900-1901. (Sondersprachenforschung, 12). Hamburg, Münster 2011.

Smits, Tom F. H.: *Strukturwandel in Grenzdialekten.* Die Konsolidierung der niederländisch-deutschen Staatsgrenze als Dialektgrenze. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte 146). Stuttgart 2011.

Traditionen im Wandel. Vorträge, Sketche, Lieder und Rezepte regionaler Spezialitäten aus der Auftaktveranstaltung: *Stirbt unsere Mundart aus?* Vom 23. Oktober 2010. [Rengsdorf 2010].

Van der Sijs, Nicole (Red.): *Dialectatlas van het Nederlands.* Amsterdam 2011.

Waecls plat. Gezameleke uitgave van de Oudheidkundige Vereniging Wehl en het Erfgoedcentrum Acherhoek en Liemers. (Telgen van 't WALD, 14). o.O. 2011. (mit CD)

Wej sengen op Platt. Lieder in niederrheinischer Mundart. Zeichnungen Heinrich Zöllner. Zusammenstellung Jupp Pasch. (Stimmen der Landschaft, 46). Krefeld 2008.

Zaenderse Praot van A tot Z. Werkgroep Dialect Cultuurhistorische Vereniging Zevenaer (ed.). *Woorden, verhalen, gedichten en namen in 'Zaenders dialect' [...].* In samenwerking met Erfgoedcentrum Acherhoek en Liemers (voorheen Staring Instituut). (Telgen van 't WALD, 13). Zevenaer 2011. (mit CD)

Volkskunde

Ab in die Tonne? Kulturgeschichte des Abfalls im Bergischen Land. Hg. Hannah Maria Janowitz, Michael Kamp, Barbara Reitinger. LVR-Freilichtmuseum Lindlar, 2012.

Bauer, Katrin: Jugendkulturelle Szenen als trendphänomene. Geocaching, Crossgolf, Parkour und Flashmobs in der entgrenzten Gesellschaft. (Internationale Hochschulschriften, 544) Münster u.a. 2010.

Cantauw, Christiane (Hrsg.): Mit Wasserpistole und Ballkleid. Feste, Bräuche und Rituale rund ums Abitur. (Alltagsgeschichte in Bildern, Band 6). Münster 2011.

Festschrift zum 1025jährigen Bestehen der Fischereibruderschaft zu Berghem an der Sieg. 2012.

Henkel, Gerhard: Das Dorf. Landleben in Deutschland - gestern und heute. Stuttgart 2012.

Johler, Reinhard / Matter, Max / Zinn-Thomas, Sabine (Hrsg.): Mobilitäten. Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung. 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg im Breisgau vom 27. bis 30. September 2009. Münster u.a. 2011.

Karneval in Dinslaken. Begleitheft zur Sonderausstellung im Museum Voswinckelshof (11. November 2011 bis 22. Februar 2012). Dinslaken 2011.

Klein, Wolfhard: Mause Tod! Die Kulturgeschichte der Mausefalle. Darmstadt/Mainz 2011.

Köhle-Hezinger, Christel: Alltagskultur: sakral – profan. Ausgewählte Aufsätze. Herausgegeben von Anita Bagus und Kathrin Pöge-Alder. Münster u.a. 2011.

Markmann, Hubert: Lebensraum Baustelle. Ein Schlosser erzählt vom Wirtschaftswunder. (Rückblick. Autobiographische Materialien, Band 8). Münster 2012.

Öffentliche Festkultur in der Gegenwart. Tagungsband der Volkskundlichen Kommission für Sachsen-Anhalt e.V. und der Volkskundlichen Kommission für Thüringen e.V. am 8. November 2008 in Dornburg/Saale (Beiträge zur Volkskunde für sachsen-Anhalt Bd 3 und zur Volkskunde in Thüringen). Halle, Erfurt o. J. (2012).

Ostendorf, Thomas: Ein Stern geht auf. Die 71. Telgter Krippenausstellung. Katalog. (Museum Heimathaus Münsterland und Krippenmuseum) Telgte 2011.

Prosser-Schell, Michael (Hrsg.): Szenische Gestaltungen christlicher Feste. Beiträge aus dem Karpatenbecken und aus Deutschland. (Schriften des Johannes-Künzig-Instituts, 13) Münster u.a. 2011.

Rüter, Stefanie: Friedwald. Waldbewusstsein und Bestattungskultur. Münster u.a. 2011.

Scharfe, Martin: Signaturen der Kultur. Studien zum Alltag und zu seiner Erforschung. Marburg 2011.

Scharte, Sebastian: Preußisch – deutsch – belgisch. Nationale Erfahrung und Identität. Leben an der deutsch-belgischen Grenze im 19. Jahrhundert. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 115) Münster u.a. 2010.

- LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte, Rheinisches Volkskundearchiv:
S. 4, 29, 103, 122 (P. Weber); S. 10, 12, 108, 114, 121 (A. Döring); S. 25 (Bezirksverwaltung Beuel); S. 39 (Dorfgemeinschaft Geyen); S. 115-116 (D. Hänel)
- LVR-Zentrum für Medien und Bildung:
S. 17 (D. Schmitz)
S. 103 (S. Arend)
- Auler, Jost (Dormagen):
S. 84 (Repro)
- Härtel, Britta (Hürth):
S. 19
- Hiller, Petra (Dormagen):
S. 81, 83
- Slg. Kohler-Svendsen (Hünxe):
S. 8, 87, 89, 102 (Postkarte)
- Krebbing, Silke (Hünxe):
S. 23
- Neuköther, Karl (Hünxe):
S. 88
- Oehl, Stefan (Münster):
S. 123
- Orzel, Wanda (visia design):
S. 114
- Rempel, Katharina (Bonn):
S. 74 (Karte), 93
- Vorwig, Carsten (FLM Kommern):
S. 16
- Möhnen-Club 1950 Mülheim e.V.
S. 33
- Römerthermen Zülpich:
S. 112 (Flyer)
- Reproduktion Geobasis NRW:
S. 75 (Karte)
- http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Waldm%C3%BCller_-_Ansicht_des_Dachsteins_mit_dem_Hallst%C3%A4ttersee_von_der_H%C3%BCtteneckalpe_bei_Ischl.jpeg:
S. 6
- http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Waldm%C3%BCller_-_Rosenzeit_-_1862-63.jpeg:
S. 7
- http://en.wikipedia.org/wiki/File:Bundesarchiv_Bild_175-13223,_Berlin,_Fl%C3%BCchtlinge_aus_dem_Osten.jpg:
S. 9
- http://www.kommern.lvr.de/freilichtmuseum/hinter_kulissen/gaststaette.jpg:
S. 15
- http://li.wikipedia.org/wiki/Plaetje:Beueler_Damenkomitee_1900.jpg:
S. 32
- <http://www.moehnenverein-heiterkeit.de/bausteine/moehnenball12/Schwerdonnerstag/index.html>:
S. 36
- [http://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Weyer_\(Mechernich\)_-_Weihestein_des_Caldinius_Firminus.jpg](http://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Weyer_(Mechernich)_-_Weihestein_des_Caldinius_Firminus.jpg):
S. 49
- <http://pictures.verhelst.org/2007/01/143>:
S. 70
- www.kulturserver-nrw.de/-/calendar/detail/10095042:
S. 104
- <http://www.glanz-und-grauen.lvr.de/>:
S. 105-107
- http://www.museum-telgte.de/pages/presse_001.html:
S. 109-110

ALLTAG IM RHEINLAND

Mitteilungen der Abteilungen Sprache und Volkskunde
des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte

Herausgeber

LVR-Institut für Landeskunde
und Regionalgeschichte
Endenicher Straße 133
53115 Bonn
Tel 0228 9834-0, Fax 0228 9834-119
rheinische-landeskunde@lvr.de
www.rheinische-landeskunde.lvr.de

Redaktionelle Mitarbeit

Dr. Berthold Heizmann
Andrea Graf M.A.
Vera Mey
Katharina Rempel M.A.
Verena Rock
Dr. Alexander Schmalz
Peter Weber

Redaktion

Dr. Georg Cornelissen
0228 9834-231
georg.cornelissen@lvr.de

Dr. Alois Döring
0228 9834-265
alois.doering@lvr.de

Dr. Dagmar Hänel
0228 9834-261
dagmar.haenel@lvr.de

Layout / Gestaltung

Dr. Alois Döring

Druck

LVR-Hausdruckerei, Köln

online (pdf-Datei)

http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/volkskunde/publikationen/alltag_im_rheinland/